



Apophatik und Prozess als Grenzbegriffe der Ontologie: Prolegomena zu einer strengen globalen Philosophie

Von Erwin Ott

Abstract

Der Aufsatz untersucht das systematische Verhältnis von Apophatik und Prozess als zwei grundlegenden Grenzfiguren der Ontologie. Ausgangspunkt ist die Beobachtung, dass beide Begriffe in unterschiedlichen philosophischen Kontexten auftreten und jeweils auf strukturelle Probleme ontologischer Bestimmung reagieren. Während apophatische Denkformen aus der Erfahrung der Grenze begrifflicher Bestimmbarkeit hervorgehen, entstehen prozessontologische Modelle aus der Krise substanzontologischer Konzepte von Identität und Stabilität.

Die Untersuchung rekonstruiert zunächst genealogisch die Entstehung beider Figuren. Apophatik wird als philosophische Strategie verstanden, die auf die Differenz zwischen Bestimmung und ihrer Bedingung reagiert, indem sie die Grenze der Bestimmbarkeit reflektiert. Prozessontologie entsteht demgegenüber aus der Einsicht, dass Identität nicht unabhängig von Veränderung gedacht werden kann und dass Stabilität nur innerhalb dynamischer Strukturen verständlich wird.

Im systematischen Teil wird gezeigt, dass beide Figuren auf eine gemeinsame Problemstruktur verweisen. Apophatik artikuliert die negative Dimension dieser Struktur als Grenze der Sagbarkeit, während Prozess ihre positive Dimension als immanente Dynamik des Realen beschreibt. Daraus ergibt sich die These, dass Apophatik und Prozess zwei komplementäre Grenzbegriffe der Ontologie darstellen: Apophatik markiert die Grenze ontologischer Bestimmung, Prozess beschreibt die strukturelle Offenheit des Seienden.

Auf dieser Grundlage entwickelt der Aufsatz eine Kritik substanzontologischer Modelle und schlägt eine nicht-substanzielle Ontologie vor, in der Negativität und Prozess als grundlegende Strukturmomente fungieren. Abschließend wird argumentiert, dass die Wiederkehr dieser Grenzfiguren in unterschiedlichen philosophischen Kontexten als strukturelle Invarianz philosophischer Problembildung verstanden werden kann. Daraus ergibt sich eine Perspektive auf globale Philosophie, die nicht primär als kultureller Vergleich, sondern als Rekonstruktion gemeinsamer struktureller Grenzprobleme philosophischen Denkens begriffen wird.

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung: Die Grenze ontologischer Bestimmbarkeit als systematisches Problem

1.1 Problemstellung: Die Selbstüberschreitung ontologischer Bestimmung

- Ontologie als Theorie des Bestimmten
- Das Problem des Grundes der Bestimmtheit
- Regress, Zirkel oder Überschuss

1.2 Kritik bestehender Ansätze globaler Philosophie

- Interkulturalität zwischen Motivvergleich und struktureller Analyse
- Methodische Unschärfen des Analogiedenkens
- Notwendigkeit einer ontologischen Fundierung globaler Philosophie

1.3 These und Vorgehen des Aufsatzes

- Apophatik und Prozess als Grenzbegriffe
- Genealogische und systematische Methode
- Abgrenzung von theologischen, rein historischen und rein analytischen Lesarten

2. Genealogie I: Die Entstehung der apophatischen Figur aus der Krise der Bestimmbarkeit

2.1 Das Problem des Unbestimmten in der klassischen Ontologie

- Bestimmtheit und ihre Voraussetzungen
- Die Unmöglichkeit vollständiger Selbstfundierung des Bestimmten

2.2 Apophatik als ontologische und nicht primär sprachliche Operation

- Negation nicht als logische, sondern als ontologische Grenze
- Unsagbarkeit als strukturelle und nicht bloß epistemische Kategorie

2.3 Die Explikation der Grenze im Medium der Sprachkritik

- Die Grenze zwischen Sagbarem und Nicht-Sagbarem als ontologische Differenz
- Sprachkritik als indirekte Ontologie

2.4 Apophatik als Artikulation ontologischer Negativität

- Negativität nicht als Mangel, sondern als Strukturmoment
- Die Unabschließbarkeit ontologischer Bestimmung

3. Genealogie II: Die Entstehung der prozessualen Figur aus der Krise der Substanz

3.1 Die Instabilität der Substanz als ontologisches Problem

- Identität und Veränderung
- Die Spannung zwischen Dauer und Differenz

3.2 Prozess als ontologische Grundkategorie

- Verschiebung vom Primat des Seins zum Primat des Werdens
- Prozess nicht als Eigenschaft, sondern als Grundstruktur

3.3 Selbstunterscheidung und Differenz

- Identität als Resultat, nicht als Voraussetzung
- Ontologische Produktivität

3.4 Prozess als positive Artikulation ontologischer Offenheit

- Werden als Struktur, nicht als Übergang
- Ontologische Dynamik als Grund und nicht als Folge

4. Systematischer Teil I: Apophatik als Grenzstruktur der Ontologie

4.1 Der Begriff der ontologischen Grenze

- Grenze nicht als äußerer Abbruch, sondern als interne Struktur
- Bestimmbarkeit und ihr Überschuss

4.2 Apophatische Negation als Grenzoperation

- Negation der Bestimmbarkeit, nicht Negation des Seins
- Unsagbarkeit als strukturelle Bedingung von Sagbarkeit

4.3 Ontologische Negativität und die Bedingung von Bestimmtheit

- Die Abhängigkeit des Bestimmten vom Unbestimmten
- Negativität als konstitutives Moment

5. Systematischer Teil II: Prozess als immanente Grenzstruktur

5.1 Prozess als Selbstüberschreitung des Seienden

- Prozess nicht als Bewegung eines Subjekts
- Prozess als Selbsttransformation

5.2 Die Immanentisierung der ontologischen Grenze

- Grenze nicht außerhalb des Seienden, sondern innerhalb seiner Struktur
- Selbstunterscheidung als Grundfigur

5.3 Prozess und ontologische Nicht-Abschließbarkeit

- Permanente Offenheit
- Unmöglichkeit vollständiger Identität

6. Systematischer Kern: Verhältnis von Apophatik und Prozess

6.1 Gemeinsame Problemstruktur

- Reaktion auf die Unmöglichkeit vollständiger Bestimmung
- Kritik der abgeschlossenen Ontologie

6.2 Entscheidende Differenz

- Apophatik: Grenze als Negativität
- Prozess: Grenze als Produktivität

6.3 Komplementarität beider Figuren

- Apophatik als externe Grenzmarkierung
- Prozess als interne Grenzvollziehung

6.4 Zentrale These des Aufsatzes

- Apophatik und Prozess als zwei fundamentale Grenzbegriffe der Ontologie

7. Globale Dimension: Apophatik und Prozess als strukturelle Invarianten philosophischen Denkens

7.1 Methodische Klärung: Strukturelle Invarianz statt kultureller Vergleich

- Abgrenzung vom Motivvergleich
- Philosophie als Problemrekonstruktion

7.2 Wiederkehr der Grenzfiguren in unabhängigen philosophischen Kontexten

- Unsagbarkeit als strukturelles Motiv
- Prozessualität als strukturelles Motiv

7.3 Konsequenz: Globale Philosophie als Ontologie struktureller Grenzbegriffe

- Globalität als strukturelle, nicht geographische Kategorie

8. Konsequenzen für die Ontologie

8.1 Kritik der Substanzontologie

- Substanz als Grenzverfhlung

8.2 Ontologie als Denken ihrer eigenen Grenze

- Ontologie nicht als abgeschlossenes System
- Ontologie als Grenzreflexion

8.3 Perspektive einer nicht-substanziellen Ontologie

- Negativität und Prozess als Grundstrukturen

9. Schluss: Prolegomena zu einer strengen globalen Philosophie

9.1 Zusammenfassung der Argumentation

9.2 Systematisches Resultat

- Apophatik und Prozess als notwendige Grenzbegriffe

9.3 Ausblick

- Konsequenzen für zukünftige ontologische und globale Philosophie

1. Einleitung: Die Grenze ontologischer Bestimmbarkeit als systematisches Problem

Die Ontologie versteht sich traditionell als diejenige Disziplin, welche das Seiende hinsichtlich seiner allgemeinsten Bestimmungen denkt. Sie zielt auf das, was ist, insofern es ist, und auf die begrifflichen Strukturen, die es als bestimmtes Seiendes ausweisen. Diese Zielsetzung setzt jedoch eine Voraussetzung voraus, die in der ontologischen Tradition zwar

implizit wirksam, aber selten explizit thematisiert worden ist: dass das Seiende als bestimmtes überhaupt zugänglich ist, dass es sich als bestimmbar erweist und dass diese Bestimmbarkeit selbst nicht problematisch ist. Ontologie operiert, mit anderen Worten, im Medium der Bestimmtheit und nimmt deren Möglichkeit als gegeben an.

Diese scheinbare Selbstverständlichkeit gerät jedoch in eine strukturelle Schwierigkeit, sobald die Frage nach der Bestimmtheit selbst gestellt wird. Denn wenn Ontologie die allgemeinsten Bestimmungen des Seienden zu explizieren sucht, stellt sich notwendig die Frage nach dem Status dieser Bestimmungen: Sind sie selbst bestimmt, und wenn ja, wodurch? Oder verweisen sie auf einen Grund, der seinerseits nicht mehr im gleichen Sinne bestimmbar ist? In dem Moment, in dem Ontologie sich nicht nur auf das bestimmte Seiende richtet, sondern auf die Möglichkeit seiner Bestimmtheit reflektiert, gerät sie an eine Grenze, die nicht mehr ohne weiteres im Modus positiver Bestimmung überschritten werden kann.

Diese Grenze ist nicht einfach eine epistemische Schranke im Sinne einer faktischen Begrenztheit menschlicher Erkenntnis, sondern sie betrifft die Struktur ontologischer Bestimmung selbst. Sie ergibt sich aus der eigentümlichen Reflexivität ontologischen Denkens: Ontologie muss, sofern sie ihren eigenen Anspruch ernst nimmt, auch den Status derjenigen Strukturen klären, die Bestimmtheit ermöglichen. Doch dieser Versuch scheint notwendig in eine Konstellation zu führen, in der der Grund der Bestimmtheit nicht mehr vollständig als bestimmtes Seiendes gedacht werden kann, ohne in einen Zirkel oder einen infiniten Regress zu geraten.

Die vorliegende Untersuchung geht von der These aus, dass zwei der einflussreichsten und zugleich oft getrennt behandelten Figuren der Philosophiegeschichte – die apophatische und die prozessuale – als systematische Artikulationen genau dieser Grenze verstanden werden können. Apophatisches Denken markiert die Grenze ontologischer Bestimmbarkeit im Medium der Negation, indem es darauf insistiert, dass der Grund der Bestimmtheit nicht selbst vollständig bestimmt werden kann. Prozessontologisches Denken hingegen verschiebt den ontologischen Schwerpunkt vom Primat stabiler Bestimmungen auf die Dynamik ihres Hervorgehens und versteht die Unabschließbarkeit von Bestimmung als immanente Struktur des Seienden selbst.

Beide Figuren werden im Folgenden nicht primär als historisch kontingente Lehrpositionen oder als Ausdruck spezifischer kultureller Kontexte behandelt, sondern als systematische Grenzbegriffe der Ontologie. Ihre wiederholte Emergenz in unterschiedlichen philosophischen Zusammenhängen wird dabei nicht als äußerliche Ähnlichkeit, sondern als Hinweis auf eine gemeinsame Problemstruktur interpretiert. Ziel ist es, auf dieser Grundlage die Konturen einer strengen globalen Philosophie zu umreißen, die ihren Ausgang nicht im Vergleich von Traditionen, sondern in der Rekonstruktion struktureller Grenzen ontologischen Denkens nimmt.

Der erste Schritt dieses Unternehmens besteht darin, die systematische Problemstellung zu präzisieren, aus der sowohl die apophatische als auch die prozessuale Figur hervorgehen: die Selbstüberschreitung ontologischer Bestimmung.

1.1 Problemstellung: Die Selbstüberschreitung ontologischer Bestimmung

Ontologische Bestimmung zielt darauf, das Seiende als dieses oder jenes zu bestimmen. Bestimmen heißt unterscheiden: etwas als etwas zu fassen und es dadurch von anderem abzugrenzen. Jede Bestimmung impliziert somit eine Differenzstruktur: Sie setzt voraus, dass das Bestimmte nicht alles ist, sondern in einer bestimmten Weise ist. Bestimmtheit ist daher untrennbar mit Negation verbunden, insofern jede Bestimmung implizit eine Nicht-Identität mit anderem einschließt.

Diese Einsicht allein führt jedoch noch nicht an die Grenze ontologischen Denkens. Sie gehört vielmehr zur elementaren Struktur von Bestimmung selbst. Die entscheidende Schwierigkeit entsteht erst, wenn die Frage nach dem Status dieser Struktur gestellt wird. Denn wenn alles Bestimmte seine Bestimmtheit durch Differenz erhält, stellt sich die Frage, wie diese Differenz selbst zu denken ist. Ist sie wiederum ein bestimmtes Seiendes unter anderen? Oder ist sie eine Bedingung, die sich nicht selbst vollständig in die Form bestimmter Seiender überführen lässt?

Diese Frage lässt sich auch als Frage nach dem Grund der Bestimmtheit formulieren. Wenn Seiendes bestimmt ist, muss es etwas geben, das seine Bestimmtheit ermöglicht. Doch dieser Grund kann nicht einfach ein weiteres bestimmtes Seiendes sein, ohne selbst wieder der Frage nach seiner Bestimmtheit zu unterliegen. Jeder Versuch, den Grund der Bestimmtheit als bestimmtes Seiendes zu fixieren, führt daher entweder zu einem infiniten Regress – indem für jede Bestimmung ein weiterer Bestimmungsgrund eingeführt werden muss – oder zu einem Zirkel, in dem Bestimmtheit letztlich durch Bestimmtheit selbst erklärt wird.

Diese Konstellation deutet auf eine strukturelle Asymmetrie hin: Bestimmtheit scheint auf etwas angewiesen zu sein, das nicht selbst im gleichen Sinne bestimmt ist wie das durch sie bestimmte Seiende. Der Grund der Bestimmtheit kann nicht ohne weiteres als vollständig bestimmtes Objekt gedacht werden, ohne seine Funktion als Grund zu verlieren oder in eine unendliche Verschiebung aufgelöst zu werden.

Diese Schwierigkeit lässt sich auch als eine Form von Überschuss beschreiben. Ontologische Bestimmung scheint notwendig über sich hinauszudeuten auf eine Dimension, die sie selbst nicht vollständig einholen kann. Dieser Überschuss ist nicht etwas, das nachträglich zum bestimmten Seienden hinzukommt, sondern gehört zu seiner inneren Struktur. Bestimmtheit ist nur möglich, insofern sie sich auf etwas bezieht, das nicht vollständig in ihr aufgeht.

In diesem Sinne überschreitet ontologische Bestimmung sich selbst. Sie setzt eine Dimension voraus, die sie nicht vollständig bestimmen kann, ohne sich selbst zu unterminieren. Ontologie, verstanden als Theorie der Bestimmtheit des Seienden, sieht sich daher mit der paradoxen Situation konfrontiert, dass ihr eigener Gegenstand auf etwas verweist, das sich der vollständigen ontologischen Bestimmung entzieht.

Diese Selbstüberschreitung ontologischer Bestimmung bildet den systematischen Ausgangspunkt der vorliegenden Untersuchung. Die These ist, dass apophatisches und

prozessontologisches Denken als zwei grundlegende Weisen verstanden werden können, auf diese strukturelle Situation zu reagieren. Während apophatisches Denken den Überschuss der Bestimmtheit im Modus der Negation artikuliert und als Grenze positiver Bestimmbarkeit markiert, versucht prozessontologisches Denken, ihn im Modus der Dynamik zu denken, als immanente Bewegung, in der Bestimmungen hervorgehen, ohne sich jemals vollständig zu schließen.

Beide Ansätze lassen sich somit als Versuche verstehen, die Selbstüberschreitung ontologischer Bestimmung nicht zu eliminieren, sondern zu denken. Sie setzen an dem Punkt an, an dem Ontologie, verstanden als Lehre vom bestimmten Seienden, mit der Bedingung ihrer eigenen Möglichkeit konfrontiert wird – einer Bedingung, die sich nicht ohne weiteres selbst als bestimmtes Seiendes fassen lässt.

1.2 Kritik bestehender Ansätze globaler Philosophie

Die in den letzten Jahrzehnten unter dem Titel der „globalen“ oder „interkulturellen“ Philosophie geführte Diskussion hat wesentlich dazu beigetragen, den impliziten Partikularismus philosophischer Selbstverständnisse sichtbar zu machen und die faktische Pluralität philosophischer Traditionen zur Geltung zu bringen. Sie hat damit eine notwendige Korrektur jener Perspektive geleistet, die die eigene begriffliche Tradition mit Philosophie schlechthin identifizierte und andere Denkformen lediglich als Vorstufen, Varianten oder außerphilosophische Weltanschauungen einordnete. In diesem Sinne hat die globale Philosophie eine kritische Funktion erfüllt: Sie hat gezeigt, dass Philosophie weder historisch noch systematisch auf einen singulären Ursprung oder eine lineare Entwicklung reduziert werden kann.

Gleichzeitig ist jedoch auffällig, dass diese Erweiterung des philosophischen Horizonts häufig mit einer methodischen Verschiebung einhergeht, die den systematischen Anspruch der Philosophie selbst zu unterminieren droht. An die Stelle der Rekonstruktion von Problemen tritt nicht selten der Vergleich von Motiven, an die Stelle der begrifflichen Analyse die Gegenüberstellung von Denkfiguren, und an die Stelle der Frage nach der Wahrheit oder Notwendigkeit philosophischer Strukturen die Feststellung von Ähnlichkeiten und Differenzen zwischen kulturellen Ausdrucksformen. Philosophie erscheint in dieser Perspektive primär als ein Ensemble von Traditionen, deren Verhältnis zueinander im Modus des Dialogs, der Übersetzung oder der wechselseitigen Ergänzung bestimmt wird.

Eine solche Herangehensweise bleibt jedoch in einem entscheidenden Sinne äußerlich. Sie setzt die Vergleichbarkeit der untersuchten Positionen voraus, ohne deren systematische Grundlage hinreichend zu klären. Wenn etwa in unterschiedlichen Kontexten von „Unsagbarkeit“, „Leere“, „Werden“ oder „Prozess“ die Rede ist, so bleibt oft unbestimmt, ob es sich dabei um strukturell analoge Antworten auf ein gemeinsames Problem handelt oder lediglich um terminologische Ähnlichkeiten, deren Bedeutung sich erst im jeweiligen begrifflichen Zusammenhang erschließt. Der Hinweis auf Ähnlichkeit ersetzt in solchen Fällen die Analyse der Bedingungen, unter denen diese Ähnlichkeit philosophisch signifikant wird.

Das grundlegende methodische Defizit vieler Ansätze globaler Philosophie besteht daher darin, dass sie die systematische Ebene, auf der sich die philosophische Relevanz ihrer

Beobachtungen entscheidet, nicht ausdrücklich genug thematisieren. Sie operieren auf der Ebene von Positionen, Lehren oder Weltbildern, ohne die Problemstruktur zu rekonstruieren, auf die diese jeweils reagieren. Dadurch entsteht der Eindruck einer Vielzahl gleichrangiger, aber letztlich inkommensurabler Denkformen, deren Verhältnis zueinander nur noch im Modus der Beschreibung, nicht aber der systematischen Vermittlung bestimmt werden kann.

Diese Situation ist nicht zuletzt eine Folge der impliziten Voraussetzung, dass philosophische Begriffe primär als Bestandteile spezifischer kultureller Kontexte zu verstehen seien. Wird ein Begriff in erster Linie als Ausdruck einer bestimmten Tradition aufgefasst, so verliert er seinen Anspruch auf systematische Allgemeinheit. Seine Bedeutung erschöpft sich dann in seiner historischen oder kulturellen Situiertheit. Die Möglichkeit, dass unterschiedliche Traditionen auf dasselbe Problem reagieren und dabei strukturell verwandte begriffliche Lösungen entwickeln, gerät aus dem Blick, weil die Begriffe von vornherein an ihre jeweilige Herkunft gebunden werden.

Damit gerät jedoch gerade das aus dem Blick, was den philosophischen Charakter eines Begriffs ausmacht. Philosophische Begriffe sind nicht bloß Ausdruck eines bestimmten kulturellen Selbstverständnisses, sondern artikulieren Ansprüche, die über ihren Entstehungskontext hinausweisen. Sie beanspruchen, Strukturen zu erfassen, die nicht nur lokal, sondern allgemein sind, auch wenn dieser Anspruch stets der kritischen Prüfung unterliegt. Wird dieser Anspruch zugunsten einer rein kontextualistischen Betrachtungsweise aufgegeben, so verwandelt sich Philosophie in eine Form der Ideengeschichte, deren Gegenstand nicht mehr die Wahrheit oder Notwendigkeit von Gedanken ist, sondern deren faktische Entstehung und Überlieferung.

Die vorliegende Untersuchung setzt an diesem Punkt an, ohne hinter die Einsichten der globalen Philosophie zurückzufallen. Ihr Ziel ist es nicht, die Pluralität philosophischer Traditionen zu negieren oder auf eine einheitliche Lehre zu reduzieren. Vielmehr geht es darum, eine methodische Perspektive zu entwickeln, die es erlaubt, diese Pluralität auf eine systematische Problemstruktur zu beziehen. Der entscheidende Schritt besteht darin, den Vergleich von Traditionen durch die Rekonstruktion eines Problems zu ersetzen, auf das unterschiedliche Traditionen antworten.

In diesem Sinne wird globale Philosophie hier nicht primär als Vergleich kulturell unterschiedlicher Denkformen verstanden, sondern als Untersuchung struktureller Grenzphänomene der Ontologie selbst. Die wiederholte Emergenz apophatischer und prozessualer Figuren in unterschiedlichen philosophischen Kontexten wird nicht als äußerliche Konvergenz interpretiert, sondern als Hinweis darauf, dass ontologisches Denken unter bestimmten Bedingungen notwendig auf diese Figuren stößt. Ihre globale Dimension liegt nicht in ihrer geographischen Verbreitung, sondern in ihrer systematischen Funktion: Sie artikulieren eine Grenze, die sich aus der inneren Dynamik ontologischer Bestimmung ergibt und daher prinzipiell überall dort auftreten kann, wo diese Dynamik explizit reflektiert wird.

Eine globale Philosophie in diesem Sinne ist nicht primär eine Erweiterung des philosophischen Kanons, sondern eine Vertiefung seines systematischen Selbstverständnisses. Sie fragt nicht zuerst, welche Traditionen welche Begriffe entwickelt haben, sondern unter welchen Bedingungen bestimmte Begriffe überhaupt notwendig

werden. Ihr Gegenstand sind nicht kulturelle Inhalte als solche, sondern die strukturellen Bedingungen ihrer Möglichkeit. Apophatik und Prozess erscheinen aus dieser Perspektive nicht als kontingente Erzeugnisse einzelner Traditionen, sondern als Grenzbegriffe, in denen Ontologie auf ihre eigene Bedingung zurückverwiesen wird.

1.3 These und Vorgehen des Aufsatzes

Die vorangegangenen Überlegungen haben die systematische Situation umrissen, von der die vorliegende Untersuchung ausgeht. Ontologisches Denken, sofern es nicht bei der bloßen Beschreibung bestimmter Seiender stehen bleibt, sondern die Bedingungen ihrer Bestimmtheit selbst zum Gegenstand macht, sieht sich mit einer Grenze konfrontiert, die sich nicht mehr im Modus positiver Bestimmung einholen lässt. Diese Grenze ist kein äußerlicher Abbruch ontologischer Analyse, sondern ergibt sich aus ihrer eigenen inneren Konsequenz: Der Grund der Bestimmtheit kann nicht ohne weiteres selbst als vollständig bestimmtes Seiendes gedacht werden, ohne dass die ontologische Erklärung entweder in einen Regress oder in einen Zirkelschluss fällt. Ontologie stößt damit auf eine Dimension, die sie voraussetzen muss, ohne sie in der Form dessen bestimmen zu können, was sie bestimmt.

Die leitende These dieses Aufsatzes lautet, dass apophatisches und prozessontologisches Denken als zwei grundlegende und komplementäre Weisen verstanden werden können, diese Grenze zu artikulieren. Sie sind nicht primär als konkurrierende Theorien über einen gemeinsamen Gegenstand zu begreifen, sondern als unterschiedliche Modi, in denen ontologisches Denken auf die Unabschließbarkeit seiner eigenen Bestimmungsleistung reagiert. Apophatisches Denken bringt diese Unabschließbarkeit im Medium der Negation zur Darstellung. Es insistiert darauf, dass der Grund der Bestimmtheit nicht selbst vollständig bestimmt werden kann, und markiert diese Einsicht, indem es die Grenze des Sagbaren und Bestimmbaren ausdrücklich ausweist. Prozessontologisches Denken hingegen versucht, dieselbe strukturelle Situation nicht im Modus der Negation, sondern im Modus der Immanenz zu denken. Es begreift die Unabschließbarkeit der Bestimmung nicht als äußerliche Grenze, sondern als innere Dynamik des Seienden selbst, als Prozess, in dem Bestimmungen hervorgehen, sich transformieren und niemals zu einer endgültigen Stabilität gelangen.

In diesem Sinne bezeichnen Apophatik und Prozess nicht zwei regionale Lehrmeinungen innerhalb der Ontologie, sondern zwei Grenzbegriffe, in denen Ontologie auf die Bedingung ihrer eigenen Möglichkeit reflektiert. Sie markieren die Punkte, an denen ontologisches Denken gezwungen ist, seine eigenen Voraussetzungen mitzudenken, ohne sie vollständig in die Form positiver Bestimmung überführen zu können. Ihre Bedeutung liegt daher nicht in der Ausarbeitung einer alternativen Ontologie neben der substanziellen, sondern in der Explikation der Grenze, an der jede Ontologie, die vom Primat vollständig bestimmter Seiender ausgeht, notwendig an ihre eigene Voraussetzung stößt.

Die Bezeichnung als Grenzbegriffe ist dabei in einem präzisen Sinne zu verstehen. Eine Grenze ist hier weder als bloßes Ende noch als äußerliche Beschränkung gemeint, sondern als strukturelles Moment, das das von ihr Begrenzte zugleich ermöglicht und begrenzt. Apophatik und Prozess sind Grenzbegriffe insofern, als sie nicht einfach zusätzliche Bestimmungen des Seienden einführen, sondern die Struktur der Bestimmbarkeit selbst

thematisieren. Sie stehen nicht auf derselben Ebene wie die ontologischen Bestimmungen, die sie reflektieren, sondern beziehen sich auf die Bedingung, unter der solche Bestimmungen überhaupt möglich sind.

Aus dieser These ergibt sich das methodische Vorgehen des Aufsatzes. Die Untersuchung verfolgt eine doppelte Perspektive: eine genealogische und eine systematische. Der genealogische Teil dient nicht primär der historischen Rekonstruktion im Sinne einer Ideengeschichte, sondern der Freilegung der Problemkonstellationen, in denen die apophatische und die prozessuale Figur jeweils hervorgetreten sind. Genealogie wird hier als Methode verstanden, die darauf abzielt, die impliziten Schwierigkeiten sichtbar zu machen, auf die bestimmte Begriffsbildungen reagieren. Sie zeigt, dass apophatisches und prozessuales Denken nicht aus einem bloß spekulativen Interesse hervorgegangen sind, sondern aus der Notwendigkeit, strukturelle Spannungen innerhalb ontologischer Bestimmung selbst zu artikulieren.

Der systematische Teil der Untersuchung knüpft an diese Rekonstruktion an, geht aber über sie hinaus, indem er die ontologische Funktion der apophatischen und der prozessualen Figur unabhängig von ihrem jeweiligen historischen Kontext analysiert. Ziel ist es, ihren Status als Grenzbegriffe präzise zu bestimmen und ihr Verhältnis zueinander zu klären. Dabei wird insbesondere zu zeigen sein, dass sie weder einfach identisch noch vollständig unabhängig voneinander sind. Vielmehr lassen sie sich als zwei unterschiedliche, aber aufeinander bezogene Artikulationen derselben strukturellen Grenze verstehen: Apophatik bringt die Unmöglichkeit vollständiger Bestimmung im Modus der Negation zur Darstellung, während Prozess diese Unmöglichkeit als immanente Struktur des Seienden selbst expliziert.

Die globale Dimension der Untersuchung ergibt sich aus dieser systematischen Perspektive. Wenn apophatische und prozessuale Begriffe nicht als kontingente Produkte einzelner Traditionen, sondern als Antworten auf eine strukturelle Problemlage der Ontologie verstanden werden, dann ist ihre wiederholte Emergenz in unterschiedlichen philosophischen Kontexten nicht mehr überraschend, sondern erklärungsbedürftig im positiven Sinne. Sie verweist darauf, dass ontologisches Denken, sofern es die Bedingungen seiner eigenen Möglichkeit reflektiert, notwendig auf bestimmte Grenzfiguren stößt. Globale Philosophie erscheint in diesem Licht nicht primär als Zusammenführung verschiedener Traditionen, sondern als systematische Explikation der Bedingungen, unter denen solche Grenzfiguren überhaupt entstehen können.

Die folgenden Überlegungen gliedern sich entsprechend in drei Schritte. Zunächst wird im genealogischen Teil gezeigt, wie die apophatische und die prozessuale Figur jeweils aus der inneren Dynamik ontologischer Problemstellungen hervorgehen. Darauf aufbauend wird im systematischen Teil ihr Status als Grenzbegriffe der Ontologie analysiert und ihr Verhältnis zueinander bestimmt. Abschließend wird zu zeigen sein, inwiefern diese Analyse die Grundlage für eine strenge Konzeption globaler Philosophie bildet, die ihren Ausgang nicht im Vergleich von Traditionen, sondern in der Rekonstruktion struktureller Grenzen ontologischen Denkens nimmt.

2. Genealogie I: Die Entstehung der apophatischen Figur aus der Krise der Bestimmbarkeit

Die apophatische Figur tritt in der Geschichte der Ontologie nicht als isolierte Spekulation oder als Ausdruck einer bloß negativen Haltung gegenüber begrifflicher Erkenntnis auf. Ihr systematischer Ort erschließt sich vielmehr erst vor dem Hintergrund einer spezifischen Problemlage, die sich aus den grundlegenden Voraussetzungen ontologischer Bestimmung selbst ergibt. Sie ist nicht der Ausgangspunkt ontologischen Denkens, sondern dessen Konsequenz unter bestimmten reflexiven Bedingungen. Apophatisches Denken entsteht dort, wo Ontologie nicht nur bestimmte Seiendes bestimmt, sondern die Bedingungen der Möglichkeit solcher Bestimmung selbst zum Gegenstand macht und dabei auf eine strukturelle Grenze stößt.

Diese Grenze zeigt sich zunächst nicht als explizites Thema, sondern als implizite Schwierigkeit innerhalb der klassischen Ontologie. Sie tritt erst dann klar hervor, wenn die Frage nach der Bestimmtheit des Seienden in ihrer allgemeinsten Form gestellt wird. Die genealogische Rekonstruktion der apophatischen Figur muss daher bei der Analyse derjenigen Konstellation ansetzen, in der Bestimmtheit selbst problematisch wird.

2.1 Das Problem des Unbestimmten in der klassischen Ontologie

Bestimmtheit und ihre Voraussetzungen

Die klassische Ontologie ist in ihrem Grundansatz auf Bestimmtheit ausgerichtet. Ihr Ziel ist es, das Seiende nicht nur als solches zu benennen, sondern es in seinen wesentlichen Bestimmungen zu erfassen. Ontologische Erkenntnis besteht darin, anzugeben, was etwas ist, es also als etwas Bestimmtes zu identifizieren. Diese Bestimmung erfolgt notwendig im Medium der Unterscheidung: Etwas ist, indem es nicht anderes ist; es ist dieses und nicht jenes. Bestimmtheit impliziert daher eine Differenzstruktur, in der das Bestimmte gegen anderes abgegrenzt wird.

Diese Struktur ist nicht eine sekundäre Eigenschaft des Seienden, sondern konstitutiv für seine Bestimmtheit selbst. Ein vollständig unterschiedsloses „Etwas“ wäre nicht bestimmt, sondern unbestimmt. Bestimmung setzt somit Differenz voraus, und Differenz wiederum setzt eine Struktur voraus, innerhalb derer solche Unterscheidungen möglich sind. Damit ist jedoch bereits eine Voraussetzung eingeführt, die selbst nicht ohne weiteres als ein bestimmtes Seiendes verstanden werden kann. Denn die Differenz, die Bestimmung ermöglicht, ist nicht einfach ein weiteres bestimmtes Objekt neben anderen, sondern die Bedingung, unter der Objekte überhaupt als bestimmt erscheinen können.

Diese Konstellation wird in der klassischen Ontologie häufig durch die Annahme stabiler Bestimmungsformen aufgefangen. Bestimmtheit erscheint dann als Resultat der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Form, einer Essenz oder einer kategorialen Struktur, die

dem Seienden seine Identität verleiht. Ein Seiendes ist bestimmt, insofern es unter eine bestimmte Form fällt oder an einer solchen teilhat. Auf diese Weise scheint die Bestimmtheit des Seienden in einer stabilen ontologischen Ordnung fundiert zu sein.

Doch diese Lösung verschiebt das Problem lediglich, ohne es aufzulösen. Denn die Form oder Struktur, die Bestimmtheit verleihen soll, muss ihrerseits bestimmt sein, wenn sie ihre Funktion erfüllen soll. Sie muss das sein, was sie ist, und nicht etwas anderes. Damit stellt sich dieselbe Frage erneut auf einer anderen Ebene: Wodurch ist diese Form bestimmt? Gehört sie wiederum einer übergeordneten Struktur an, die ihre Bestimmtheit garantiert? Oder ist sie in sich selbst bestimmt? In beiden Fällen entsteht eine Schwierigkeit. Entweder wird ein weiterer Bestimmungsgrund eingeführt, der seinerseits erklärungsbedürftig ist, oder die Bestimmung wird letztlich als selbstfundierend gedacht, ohne dass klar wäre, wie eine solche Selbstfundierung möglich sein soll.

Hier zeigt sich eine grundlegende Spannung innerhalb der klassischen Ontologie. Einerseits ist sie auf Bestimmtheit angewiesen, um ihr eigenes Projekt durchführen zu können. Andererseits scheint die vollständige Fundierung von Bestimmtheit selbst nicht im Modus der Bestimmtheit möglich zu sein. Bestimmtheit setzt eine Bedingung voraus, die nicht ohne weiteres selbst als bestimmtes Seiendes begriffen werden kann, ohne dass ihre Funktion als Bedingung unterlaufen wird.

Diese Schwierigkeit lässt sich auch als Problem des Unbestimmten formulieren. Bestimmtheit scheint notwendig auf eine Dimension zu verweisen, die selbst nicht vollständig bestimmt ist, sondern als Bedingung der Bestimmung fungiert. Das Unbestimmte erscheint hier nicht als bloßes Fehlen von Bestimmung im Sinne eines Mangels, sondern als strukturelle Voraussetzung von Bestimmtheit selbst. Ohne eine solche Dimension wäre keine Differenz möglich, und ohne Differenz keine Bestimmung.

Die klassische Ontologie neigt jedoch dazu, diese Dimension entweder zu marginalisieren oder sie in der Form eines höchsten bestimmten Seienden zu denken, das selbst keiner weiteren Bestimmung bedarf. In beiden Fällen bleibt die strukturelle Rolle des Unbestimmten verdeckt. Entweder wird es als bloß vorläufiger Zustand behandelt, der durch vollständige Bestimmung überwunden werden kann, oder es wird in eine Form überführt, die es selbst wieder in den Horizont des Bestimmten einordnet.

Gerade an diesem Punkt wird jedoch die Grenze dieser Strategie sichtbar.

Die Unmöglichkeit vollständiger Selbstfundierung des Bestimmten

Der Versuch, die Bestimmtheit des Seienden vollständig im Modus der Bestimmtheit selbst zu fundieren, führt notwendig in eine Aporie. Diese Aporie ergibt sich aus der Struktur der Bestimmung selbst. Bestimmung ist, wie gesehen, wesentlich Bestimmung von etwas durch etwas. Sie setzt eine Differenz voraus zwischen dem, was bestimmt wird, und dem, wodurch es bestimmt wird. Wenn jedoch der Bestimmungsgrund selbst wieder bestimmt ist, muss auch er durch etwas bestimmt sein, das nicht einfach mit ihm identisch ist. Andernfalls wäre seine Bestimmtheit nicht erklärbar.

Diese Struktur führt zu Alternativen, die beide problematisch sind. Entweder wird eine Kette von Bestimmungsgründen angenommen, in der jeder Grund durch einen weiteren bestimmt

wird. In diesem Fall entsteht ein infinitiver Regress, der keine abschließende Fundierung erlaubt. Oder es wird ein letzter Bestimmungsgrund angenommen, der seine Bestimmtheit nicht durch etwas anderes erhält, sondern in sich selbst trägt. In diesem Fall wird Bestimmtheit als selbstfundierend gedacht. Doch eine solche Selbstfundierung entzieht sich der Logik der Bestimmung selbst, da sie die Differenz zwischen Bestimmendem und Bestimmtem aufhebt, die für Bestimmung konstitutiv ist.

Die Annahme eines vollständig selbstbestimmten Bestimmungsgrundes führt daher zu einer eigentümlichen Spannung. Einerseits soll dieser Grund bestimmt sein, um als Grund fungieren zu können. Andererseits darf seine Bestimmtheit nicht von etwas anderem abhängen, da er sonst nicht der letzte Grund wäre. Er muss bestimmt sein, ohne bestimmt zu werden. Damit wird jedoch der Begriff der Bestimmung selbst an seine Grenze geführt. Bestimmung verliert hier die Struktur, die sie ursprünglich definierte, und wird zu einer bloßen Selbstidentität ohne differenzielle Fundierung.

Diese Schwierigkeit legt nahe, dass der Grund der Bestimmtheit nicht im gleichen Sinne bestimmt sein kann wie das durch ihn bestimmte Seiende. Er muss eine andere ontologische Struktur aufweisen, die sich der vollständigen Integration in die Ordnung des Bestimmten entzieht. Das bedeutet nicht, dass er völlig unabhängig von Bestimmung wäre, sondern dass seine Beziehung zur Bestimmung nicht selbst als eine weitere Bestimmung unter anderen gedacht werden kann.

An diesem Punkt beginnt sich die apophatische Problematik abzuzeichnen. Wenn der Grund der Bestimmtheit nicht vollständig bestimmt werden kann, ohne seine Funktion als Grund zu verlieren, dann scheint er sich der positiven ontologischen Bestimmung zu entziehen. Er kann nicht einfach als ein weiteres bestimmtes Seiendes beschrieben werden. Zugleich kann er aber auch nicht als völlig außerhalb des Seienden stehend gedacht werden, da er dessen Bestimmtheit ermöglicht.

Die klassische Ontologie steht damit vor einer strukturellen Schwierigkeit, die sich nicht durch eine weitere positive Bestimmung lösen lässt. Sie ist mit einer Dimension konfrontiert, die sie voraussetzen muss, ohne sie im gleichen Modus bestimmen zu können, in dem sie das bestimmte Seiende bestimmt. Diese Dimension erscheint zunächst als das Unbestimmte, nicht im Sinne eines bloßen Defizits, sondern als Grenze der Bestimmbarkeit selbst.

Die apophatische Figur entsteht aus der expliziten Artikulation dieser Grenze. Sie ist der Versuch, die Einsicht festzuhalten, dass der Grund der Bestimmtheit nicht vollständig im Medium positiver ontologischer Bestimmung erfasst werden kann, ohne dass damit der Anspruch aufgegeben würde, ihn überhaupt zu denken. Ihre genealogische Herkunft liegt somit in der Krise der Selbstfundierung des Bestimmten – in der Einsicht, dass Ontologie, wenn sie ihren eigenen Voraussetzungen nachgeht, notwendig auf etwas stößt, das sich ihrer vollständigen Bestimmung entzieht.

2.2 Apophatik als ontologische und nicht primär sprachliche Operation

Die in der vorangegangenen Analyse sichtbar gewordene Schwierigkeit, den Grund der Bestimmtheit selbst vollständig im Modus positiver Bestimmung zu erfassen, bildet den systematischen Ort, an dem die apophatische Figur entsteht. Entscheidend ist dabei, dass Apophatik in ihrem ursprünglichen und philosophisch relevanten Sinn nicht als bloßes Phänomen der Sprachverweigerung oder als Ausdruck epistemischer Bescheidenheit verstanden werden darf. Sie ist nicht primär eine Aussage über die Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit, sondern eine Konsequenz aus der Struktur ontologischer Bestimmung selbst. Apophatische Negation ist daher nicht zunächst eine sprachliche, sondern eine ontologische Operation: Sie markiert eine Grenze, die nicht durch kontingente Erkenntnisbedingungen, sondern durch die innere Logik von Bestimmtheit gesetzt ist.

Diese Verschiebung ist von grundlegender Bedeutung. Wird Apophatik ausschließlich im Horizont sprachlicher oder kognitiver Begrenzung interpretiert, so erscheint sie als Ausdruck eines Mangels: Etwas kann nicht gesagt oder erkannt werden, weil die verfügbaren Mittel nicht ausreichen. Die Unsagbarkeit wäre dann relativ zu einem bestimmten Erkenntnisvermögen und könnte zumindest prinzipiell durch dessen Erweiterung überwunden werden. Eine solche Interpretation verfehlt jedoch den systematischen Kern der apophatischen Figur. Denn die hier in Rede stehende Grenze ergibt sich nicht aus der Endlichkeit eines bestimmten Subjekts, sondern aus der Struktur dessen, was gedacht werden soll. Die Negation richtet sich nicht gegen eine bestimmte Aussage innerhalb einer gegebenen Ordnung der Bestimmung, sondern gegen die Möglichkeit, den Grund dieser Ordnung selbst vollständig als bestimmtes Objekt zu fixieren.

Negation nicht als logische, sondern als ontologische Grenze

Um diesen Punkt zu präzisieren, ist es notwendig, den Status der apophatischen Negation näher zu bestimmen. Im gewöhnlichen logischen Gebrauch bezeichnet Negation die Verneinung einer bestimmten Aussage. Sie operiert innerhalb eines Raumes bereits möglicher Bestimmungen und dient dazu, eine bestimmte Bestimmung auszuschließen. Wenn gesagt wird, dass etwas nicht rot ist, so bleibt damit der Rahmen der Bestimmbarkeit unangetastet; es wird lediglich eine bestimmte Eigenschaft verneint, während andere weiterhin zugeschrieben werden können. Logische Negation ist daher selbst eine Form der Bestimmung: Sie bestimmt etwas als nicht dies oder jenes.

Apophatische Negation unterscheidet sich von dieser logischen Negation in einem entscheidenden Punkt. Sie verneint nicht eine bestimmte Eigenschaft innerhalb eines gegebenen Bestimmungshorizonts, sondern richtet sich auf diesen Horizont selbst. Ihr Gegenstand ist nicht eine bestimmte Bestimmung, sondern die Bestimmbarkeit als solche, insofern sie auf einen Grund bezogen wird, der nicht selbst vollständig bestimmbar ist. Wenn apophatisches Denken davon ausgeht, dass der Grund der Bestimmtheit nicht bestimmt werden kann, so bedeutet dies nicht, dass ihm diese oder jene Eigenschaft fehlt, sondern dass er sich der Form positiver Bestimmung als solcher entzieht.

Die Negation hat hier somit eine andere Funktion als in der klassischen logischen Struktur. Sie dient nicht dazu, eine positive Bestimmung zu ersetzen oder zu ergänzen, sondern dazu, die Grenze aufzuzeigen, an der positive Bestimmung selbst an ihre Bedingung stößt. In diesem Sinne ist apophatische Negation keine alternative Bestimmung, sondern die

Markierung einer strukturellen Differenz zwischen dem Bereich des Bestimmten und dem, was diesen Bereich ermöglicht, ohne selbst vollständig in ihn zu gehören.

Diese Differenz kann nicht selbst wieder als eine positive Differenz zwischen zwei bestimmten Gegenständen aufgefasst werden, da sie gerade die Bedingung solcher Differenzen bildet. Apophatische Negation ist daher notwendig indirekt. Sie kann ihren Gegenstand nicht unmittelbar bestimmen, sondern nur anzeigen, dass jeder Versuch einer solchen Bestimmung notwendig unzureichend bleibt. Ihre Funktion besteht nicht darin, Wissen durch Nichtwissen zu ersetzen, sondern darin, die Grenze sichtbar zu machen, an der sich die Struktur ontologischer Bestimmung selbst relativiert.

In dieser Perspektive erscheint Negation nicht als sekundäre Operation gegenüber positiver Bestimmung, sondern als deren implizite Voraussetzung. Denn nur insofern der Grund der Bestimmtheit nicht selbst vollständig bestimmt ist, kann er als Grund fungieren. Wäre er vollständig bestimmt, so wäre er selbst ein bestimmtes Seiendes unter anderen und könnte nicht die Funktion erfüllen, die Bestimmtheit des Seienden zu ermöglichen. Apophatische Negation bringt diese strukturelle Asymmetrie zum Ausdruck, indem sie die Unmöglichkeit festhält, den Grund der Bestimmtheit vollständig in den Horizont positiver Bestimmung zu integrieren.

Unsagbarkeit als strukturelle und nicht bloß epistemische Kategorie

Aus dieser Bestimmung der apophatischen Negation ergibt sich eine entsprechende Neubestimmung der Unsagbarkeit. Unsagbarkeit ist hier nicht primär als Grenze der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit zu verstehen, sondern als Konsequenz einer ontologischen Struktur. Dass der Grund der Bestimmtheit nicht vollständig gesagt werden kann, liegt nicht daran, dass die Sprache unzureichend wäre, sondern daran, dass jede sprachliche Aussage notwendig im Medium der Bestimmung operiert. Sprache kann nur sagen, was etwas ist, indem sie es bestimmt. Wenn jedoch der Grund der Bestimmtheit nicht selbst vollständig bestimmt ist, dann kann er auch nicht vollständig gesagt werden, ohne dass seine Funktion verfehlt wird.

Unsagbarkeit ist in diesem Sinne kein äußerlicher Mangel, sondern eine strukturelle Folge der Beziehung zwischen Bestimmung und ihrem Grund. Sie bezeichnet die Unmöglichkeit, den Grund der Bestimmtheit vollständig in die Form bestimmender Aussagen zu überführen, ohne ihn zugleich in ein bestimmtes Seiendes zu transformieren und damit seine systematische Stellung zu verändern. Die Grenze des Sagbaren ist daher nicht einfach eine Grenze der Sprache, sondern eine Grenze der ontologischen Bestimmung, die sich im Medium der Sprache manifestiert.

Diese Einsicht ist entscheidend für das ontologische Verständnis apophatischen Denkens. Apophatik erscheint nun nicht mehr als eine besondere Lehre über einen außergewöhnlichen Gegenstand, sondern als Reflexionsform, in der Ontologie auf ihre eigene Bedingung zurückverwiesen wird. Sie macht sichtbar, dass ontologische Bestimmung nicht in sich selbst geschlossen ist, sondern auf etwas angewiesen bleibt, das sie nicht vollständig in ihrer eigenen Form erfassen kann. Die Negation ist dabei das Mittel, mit dem diese Abhängigkeit ausgedrückt wird, ohne sie in eine positive Bestimmung zu überführen, die ihre strukturelle Funktion verdecken würde.

In dieser Hinsicht ist Apophatik nicht die Verneinung von Ontologie, sondern deren Radikalisierung. Sie führt die ontologische Analyse an den Punkt, an dem sie ihre eigenen Voraussetzungen reflektieren muss, und zeigt, dass diese Voraussetzungen nicht selbst vollständig im Modus positiver Bestimmung gedacht werden können. Die Unsagbarkeit, die dabei sichtbar wird, ist kein Zeichen eines Scheiterns, sondern Ausdruck der Tatsache, dass ontologische Bestimmung notwendig über sich hinausweist.

Damit ist die apophatische Figur genealogisch nicht als Abkehr von der Ontologie zu verstehen, sondern als deren immanente Konsequenz. Sie entsteht aus der Einsicht, dass die Bestimmtheit des Seienden auf einen Grund verweist, der sich der vollständigen Integration in die Ordnung des Bestimmten entzieht, und artikuliert diese Einsicht im Medium der Negation und der Unsagbarkeit. Die Explikation dieser Grenze erfolgt jedoch nicht ausschließlich im Modus ontologischer Reflexion, sondern findet ihre prägnanteste Form häufig im Medium der Sprachkritik, in der die strukturelle Beziehung zwischen Bestimmtheit und Sagbarkeit explizit thematisiert wird.

2.3 Die Explikation der Grenze im Medium der Sprachkritik

Die bisherige Analyse hat gezeigt, dass die apophatische Figur aus einer ontologischen Problemlage hervorgeht: dem Versuch, den Grund der Bestimmtheit selbst zu bestimmen, ohne ihn in die Ordnung des Bestimmten aufzulösen. Diese Problemlage ist nicht primär sprachlicher Natur, sondern betrifft die Struktur ontologischer Bestimmung selbst. Gleichwohl gewinnt sie ihre schärfste Explikation häufig im Medium der Sprachkritik. Denn Sprache ist das primäre Medium, in dem Bestimmungen artikuliert werden. Wo die Grenze der Bestimmbarkeit sichtbar wird, wird daher zugleich die Grenze des Sagbaren thematisch.

Dies darf jedoch nicht zu einer Umkehrung der Priorität führen. Sprachkritik ist hier nicht der Ursprung der apophatischen Einsicht, sondern deren explizite Ausarbeitung. Sie macht in der Analyse der Bedingungen des Sagens sichtbar, was sich zuvor als strukturelle Grenze ontologischer Bestimmung gezeigt hat. Insofern fungiert sie als indirekte Ontologie: Sie thematisiert nicht unmittelbar das Sein, sondern die Form, in der über Sein gesprochen werden kann, und stößt dabei auf Differenzen, die auf ontologische Strukturen verweisen.

Die Grenze zwischen Sagbarem und Nicht-Sagbarem als ontologische Differenz

Sprache operiert notwendig im Medium der Bestimmung. Jede Aussage identifiziert etwas als etwas, indem sie es unter Begriffe fasst und von anderem abgrenzt. Sagen heißt bestimmen. Diese strukturelle Bindung von Sprache an Bestimmtheit impliziert jedoch, dass das, was nicht in die Form bestimmender Aussagen überführt werden kann, sich der sprachlichen Artikulation entzieht. Die Frage ist nun, ob diese Grenze des Sagbaren lediglich eine Grenze sprachlicher Mittel oder Ausdruck einer tieferliegenden ontologischen Differenz ist.

Wenn – wie im vorliegenden Argumentationsgang behauptet – der Grund der Bestimmtheit nicht selbst vollständig bestimmt werden kann, dann folgt daraus, dass er auch nicht

vollständig sagbar ist. Denn jede Sagbarkeit setzt Bestimmbarkeit voraus. Die Grenze zwischen Sagbarem und Nicht-Sagbarem spiegelt in diesem Fall nicht bloß eine epistemische oder semantische Beschränkung wider, sondern eine ontologische Asymmetrie zwischen dem Bereich des Bestimmten und dem, was diesen Bereich ermöglicht.

Diese Asymmetrie lässt sich als Differenz zweiter Ordnung charakterisieren. Sie ist nicht die Differenz zwischen zwei bestimmten Gegenständen oder Sachverhalten, sondern die Differenz zwischen der Ordnung bestimmbarer Gegenstände insgesamt und dem, was nicht selbst als ein solcher Gegenstand gedacht werden kann, ohne seine systematische Funktion zu verlieren. Das Nicht-Sagbare ist in diesem Sinne nicht einfach das noch nicht Gesagte oder das faktisch Unausgesprochene, sondern das, was sich der Form bestimmender Aussagen strukturell entzieht.

Die Sprachkritik macht diese Differenz explizit, indem sie die Bedingungen des Sinns analysiert. Eine Aussage ist nur sinnvoll, insofern sie innerhalb eines Horizonts von Unterscheidungen operiert, die festlegen, was als bestimmbar gilt. Wird versucht, diesen Horizont selbst in der Form einer bestimmten Aussage zu fixieren, so entsteht eine Verschiebung: Die Bedingung der Sinnhaftigkeit wird selbst als sinnhaft bestimmter Gegenstand behandelt. Damit droht jedoch eine Verwechslung von Ebene und Gegenstand. Die Grenze des Sagbaren wird überschritten, nicht weil etwas faktisch Unsagbares behauptet wird, sondern weil die Bedingungen des Sagens selbst wie ein bestimmtes Objekt behandelt werden.

Die apophatische Figur reagiert auf diese Konstellation, indem sie die Unmöglichkeit einer solchen Vergegenständlichung ausdrücklich markiert. Sie verweigert die positive Aussage über den Grund der Bestimmtheit nicht aus methodischer Vorsicht, sondern aus der Einsicht, dass jede solche Aussage die strukturelle Differenz zwischen Bestimmung und ihrem Grund nivellieren würde. Die Negation – im Sinne einer Zurückweisung bestimmender Zuschreibungen – dient dazu, diese Differenz offenzuhalten.

Sprachkritik als indirekte Ontologie

Die Explikation dieser Grenze im Medium der Sprachkritik hat eine doppelte Funktion. Zum einen verhindert sie, dass die ontologische Problematik vorschnell in eine neue positive Metaphysik überführt wird. Indem sie die Bedingungen des Sagens reflektiert, macht sie deutlich, dass bestimmte Fragen nur unter Verletzung der eigenen semantischen Voraussetzungen beantwortet werden könnten. Zum anderen eröffnet sie einen indirekten Zugang zur ontologischen Struktur selbst. Gerade weil Sprache an Bestimmtheit gebunden ist, lässt sich an ihren Grenzen die Struktur dessen ablesen, was sich der Bestimmung entzieht.

Sprachkritik wird so zu einer Form indirekter Ontologie. Sie spricht nicht unmittelbar über das Sein, sondern über die Möglichkeit, über Sein zu sprechen, und stößt dabei auf Differenzen, die nicht allein semantisch erklärt werden können. Wenn sich zeigt, dass bestimmte Aussagen nicht sinnvoll formuliert werden können, ohne in Widerspruch oder Leere zu geraten, so verweist dies nicht notwendig auf ein Defizit der Sprache, sondern

möglicherweise auf eine ontologische Struktur, die sich nicht im Modus positiver Bestimmung artikulieren lässt.

In diesem Sinne ist die Grenze des Sagbaren nicht bloß ein Thema der Sprachphilosophie, sondern eine Chiffre für eine ontologische Grenze. Die apophatische Figur nutzt die Sprachkritik, um die Unmöglichkeit vollständiger Selbstfundierung der Bestimmtheit sichtbar zu machen. Indem sie zeigt, dass bestimmte Fragen nicht sinnvoll beantwortet werden können, ohne die Bedingungen des Sinns selbst zu unterlaufen, verweist sie auf eine Dimension, die nicht in der Form bestimmender Aussagen erfasst werden kann.

Dies bedeutet jedoch nicht, dass das Nicht-Sagbare als völlig jenseits aller Beziehung zum Sagbaren gedacht werden müsste. Vielmehr besteht seine systematische Funktion gerade darin, die Ordnung des Sagbaren zu ermöglichen, ohne selbst vollständig in ihr aufzugehen. Es ist die Bedingung, unter der bestimmende Aussagen möglich sind, ohne selbst als eine solche Aussage formulierbar zu sein. Die Sprachkritik macht diese Konstellation sichtbar, indem sie die Differenz zwischen der Ebene der Bestimmungen und der Ebene ihrer Bedingungen expliziert.

Damit wird deutlich, dass Apophatik nicht als bloße Theorie des Unsagbaren missverstanden werden darf. Sie ist eine Reflexionsfigur, in der Ontologie, vermittelt durch Sprachkritik, ihre eigene Grenze thematisiert. Die Unsagbarkeit, die sie artikuliert, ist nicht das Ende des Denkens, sondern Ausdruck einer strukturellen Differenz, die Denken und Sagen überhaupt erst ermöglicht. In der Markierung dieser Differenz liegt ihre systematische Bedeutung.

2.4 Apophatik als Artikulation ontologischer Negativität

Die genealogische Rekonstruktion hat gezeigt, dass die apophatische Figur weder aus einer bloß epistemischen Skepsis noch aus einer generellen Sprachkritik hervorgeht, sondern aus einer strukturellen Spannung innerhalb ontologischer Bestimmung selbst. Sie entsteht dort, wo Ontologie nicht nur Bestimmungen des Seienden expliziert, sondern die Bedingungen dieser Bestimmungen reflektiert und dabei auf eine Dimension stößt, die sich der vollständigen Integration in den Horizont des Bestimmten entzieht. Apophatik ist somit keine Sonderlehre über einen außergewöhnlichen Gegenstand, sondern eine Grenzoperation innerhalb der Ontologie.

Dieses Resultat lässt sich präzisieren, indem Apophatik als Artikulation ontologischer Negativität verstanden wird. Negativität ist hier nicht im Sinne eines bloßen Mangels oder Defizits zu begreifen, sondern als strukturelles Moment, das der Bestimmtheit selbst zugrunde liegt. Bestimmtheit ist nur möglich, insofern sie Differenz impliziert; Differenz wiederum setzt voraus, dass das Bestimmte nicht in sich selbst vollständig aufgeht. Ontologische Negativität bezeichnet diese innere Nicht-Identität, die es erlaubt, dass etwas als etwas bestimmt werden kann.

Negativität nicht als Mangel, sondern als Strukturmoment

In einer naiven Perspektive erscheint das Unbestimmte als bloß vorläufiger Zustand, der durch genauere Bestimmung überwunden werden kann. Negativität wird dann als Defizit

verstanden: als das, was noch nicht bestimmt ist oder was der positiven Bestimmung entbehrt. Die genealogische Analyse der apophatischen Figur zeigt jedoch, dass diese Auffassung zu kurz greift. Das hier thematisierte Unbestimmte ist nicht einfach das Noch-nicht-Bestimmte, sondern dasjenige, was Bestimmung überhaupt erst ermöglicht, ohne selbst vollständig in die Form bestimmter Seiender überführt werden zu können.

Ontologische Negativität ist daher kein Defizit, das beseitigt werden müsste, sondern ein konstitutives Moment der Bestimmtheit. Sie bezeichnet die strukturelle Offenheit, ohne die keine Differenz, keine Abgrenzung und somit keine Bestimmung möglich wäre. Wird diese Negativität in eine positive Bestimmung transformiert, so verliert sie gerade die Funktion, die sie erfüllen soll: Sie wird selbst zu einem bestimmten Seienden unter anderen und kann nicht mehr als Bedingung von Bestimmung fungieren.

Apophatisches Denken bringt diese Einsicht dadurch zum Ausdruck, dass es positive Zuschreibungen an den Grund der Bestimmtheit zurückweist. Die Negation dient hier nicht der Reduktion oder dem Verzicht, sondern der Sicherung einer strukturellen Differenz. Sie verhindert, dass das, was als Bedingung von Bestimmung gedacht werden muss, vorschnell in die Ordnung des Bestimmten eingegliedert wird. In diesem Sinne ist apophatische Negation eine Schutzoperation: Sie wahrt die Differenz zwischen dem Bereich der bestimmbaren Seienden und der Dimension, die deren Bestimmtheit ermöglicht.

Diese Operation ist jedoch nicht rein destruktiv. Indem sie positive Bestimmungen zurückweist, macht sie zugleich sichtbar, dass Bestimmtheit selbst auf eine nicht vollständig bestimmbare Dimension angewiesen ist. Die Negativität, die sie artikuliert, ist daher nicht das Gegenteil von Sein, sondern ein Moment seiner Struktur. Sie bezeichnet nicht das Nichts im Sinne völliger Abwesenheit, sondern die Nicht-Reduzierbarkeit des Grundes der Bestimmtheit auf ein bestimmtes Seiendes.

Die Unabschließbarkeit ontologischer Bestimmung

Aus dieser Bestimmung ontologischer Negativität ergibt sich eine weitergehende Konsequenz: Ontologische Bestimmung ist prinzipiell unabschließbar. Wenn der Grund der Bestimmtheit nicht vollständig im Modus positiver Bestimmung erfasst werden kann, dann kann auch keine Ordnung bestimmter Seiender als endgültig geschlossen gedacht werden. Jede Bestimmung verweist auf eine Differenz, die sie nicht vollständig einholen kann; jede Explikation eines Bestimmungszusammenhangs setzt Bedingungen voraus, die selbst nicht vollständig innerhalb desselben Zusammenhangs bestimmt werden können.

Diese Unabschließbarkeit bedeutet nicht, dass alle Bestimmungen beliebig oder relativ wären. Sie bedeutet vielmehr, dass jede Ordnung von Bestimmungen strukturell offen bleibt, weil sie auf eine Dimension verweist, die sie nicht vollständig internalisieren kann. Ontologie kann das Seiende bestimmen, aber sie kann den Grund der Bestimmtheit nicht vollständig in eine positive Bestimmung überführen, ohne die Differenz zu verlieren, die Bestimmung überhaupt ermöglicht.

Apophatik artikuliert diese Unabschließbarkeit, indem sie die Grenze positiver Bestimmbarkeit ausdrücklich markiert. Sie zeigt, dass ontologische Bestimmung nicht in sich selbst ruht, sondern auf etwas verweist, das sie nicht vollständig repräsentieren kann. In

diesem Sinne ist Apophatik keine Lehre vom Jenseits des Seienden, sondern eine Reflexionsfigur, die die innere Offenheit ontologischer Bestimmung sichtbar macht.

Damit ist die genealogische Funktion der apophatischen Figur präzisiert. Sie entsteht aus der Krise der Selbstfundierung des Bestimmten und antwortet auf diese Krise, indem sie die strukturelle Negativität, die jeder Bestimmung zugrunde liegt, explizit macht. Sie markiert die Grenze, an der Ontologie sich nicht weiter positiv fortschreiben kann, ohne ihre eigenen Voraussetzungen zu verkennen. Diese Grenze ist jedoch nicht das Ende ontologischen Denkens, sondern ein konstitutives Moment seiner Bewegung.

In dieser Perspektive erscheint Apophatik als notwendige Begleitfigur jeder Ontologie, die ihre eigenen Bedingungen reflektiert. Sie ist die Artikulation der Einsicht, dass Bestimmtheit nicht in sich selbst abgeschlossen ist, sondern auf eine Dimension verweist, die sich der vollständigen Bestimmung entzieht. Diese Einsicht bildet zugleich den Übergang zur zweiten genealogischen Figur, der Prozessualität, in der die Unabschließbarkeit ontologischer Bestimmung nicht primär im Modus der Negation, sondern als immanente Dynamik des Seienden selbst gedacht wird.

3. Genealogie II: Die Entstehung der prozessualen Figur aus der Krise der Substanz

Wenn die apophatische Figur aus der Krise der Selbstfundierung des Bestimmten hervorgeht, so entsteht die prozessuale Figur aus einer anderen, jedoch strukturell verwandten Problemlage: der Instabilität der Substanz als ontologischer Grundkategorie. Während Apophatik die Grenze der Bestimmbarkeit markiert, reagiert das Prozessdenken auf die Unmöglichkeit, Identität als ruhenden Träger von Eigenschaften zu denken, ohne in Widersprüche hinsichtlich Veränderung, Differenz und Zeitlichkeit zu geraten.

Die klassische Substanzontologie geht davon aus, dass es etwas gibt, das im Wechsel der Eigenschaften identisch bleibt – ein Träger, der Veränderungen erfährt, ohne selbst in seiner Identität aufzugehen. Substanz garantiert Dauer durch Selbstgleichheit. Doch gerade diese Annahme gerät unter Druck, sobald die Dynamik des Seienden nicht mehr als akzidentelles Moment, sondern als strukturelle Dimension ernst genommen wird. Die prozessuale Figur entsteht an dem Punkt, an dem Substanz nicht mehr als tragfähiger Grund ontologischer Erklärung erscheint.

3.1 Die Instabilität der Substanz als ontologisches Problem

Die Krise der Substanz ist nicht primär historisch, sondern systematisch zu verstehen. Sie tritt dort auf, wo Identität und Veränderung nicht mehr hierarchisch geordnet werden können – wo Veränderung nicht länger als bloßes Hinzutreten oder Wegfallen von Eigenschaften gedacht werden kann, sondern als etwas, das die Identität selbst betrifft. Substanz gerät unter Druck, sobald deutlich wird, dass Identität nicht einfach vorausgesetzt werden kann, um Veränderung zu erklären.

Identität und Veränderung

Das klassische Modell unterscheidet strikt zwischen dem, was bleibt, und dem, was sich ändert. Substanz bleibt, Akzidenzen wechseln. Veränderung ist Modifikation, nicht Transformation des Trägers. Dieses Modell setzt jedoch voraus, dass Identität unabhängig von Veränderung gedacht werden kann – als ein selbstgleiches Etwas, das durch den Wechsel seiner Bestimmungen hindurch unverändert fortbesteht.

Doch diese Annahme ist problematisch. Denn Identität wird nur im Medium von Unterscheidungen artikulierbar. Ein Etwas ist identisch, insofern es von anderem unterschieden wird. Diese Unterscheidung ist jedoch kein statischer Zustand, sondern ein relationaler Vollzug. Sobald Identität relational gedacht wird, ist sie nicht mehr von Differenz trennbar. Und sobald Differenz nicht bloß äußerlich, sondern konstitutiv ist, kann Identität nicht länger als ruhende Selbstgleichheit begriffen werden.

Die Frage verschiebt sich damit: Wie kann etwas identisch bleiben, wenn die Bedingungen seiner Bestimmung selbst dynamisch sind? Wenn Relationen, Kontexte, interne Strukturen sich verändern, was genau bleibt dann identisch? Die Berufung auf eine substanzielle Trägerschicht droht zur leeren Versicherung zu werden, sofern sie nicht angeben kann, was diese Identität konkret ausmacht. Wird sie jedoch konkretisiert, so geschieht dies wiederum durch Bestimmungen, die ihrerseits veränderlich sind.

Die klassische Antwort – dass die Substanz als solche unveränderlich sei, während nur ihre Eigenschaften wechseln – gerät in eine Zirkularität. Denn die Identität der Substanz wird über Eigenschaften oder Fähigkeiten bestimmt, die sie auszeichnen. Werden diese modifiziert, verändert sich auch das, was als Substanz identifiziert wird. Identität erscheint damit nicht als vorgegebene Konstante, sondern als Effekt einer Stabilisierung innerhalb von Veränderungszusammenhängen.

Die Spannung zwischen Dauer und Differenz

Diese Problematik verschärft sich im Horizont zeitlicher Dauer. Substanz garantiert Kontinuität über die Zeit hinweg. Doch Dauer ist nicht bloße Ausdehnung eines identischen Punktes; sie impliziert eine Sequenz von Zuständen, die sich voneinander unterscheiden. Zeit ist nicht homogene Wiederholung, sondern Differenz im Nacheinander.

Die Substanzontologie versucht, diese Differenz durch die Annahme eines überzeitlichen Identitätskerns zu neutralisieren. Doch genau hier entsteht eine Spannung. Entweder bleibt dieser Kern vollkommen unbestimmt – dann erklärt er nichts; oder er wird bestimmt – dann unterliegt er selbst der Differenz, die er überbrücken sollte. In beiden Fällen verliert Substanz ihre Funktion als stabiler ontologischer Grund.

Die Krise der Substanz besteht somit darin, dass Dauer nicht ohne Differenz gedacht werden kann, Differenz jedoch die Vorstellung einer strikt selbstidentischen Trägerschicht unterminiert. Je stärker die Dynamik, Relationalität und interne Struktur des Seienden in den Vordergrund treten, desto weniger plausibel erscheint die Annahme eines ontologisch primären Ruhenden. Substanz wird entweder zur bloßen logischen Abstraktion oder zu einem Grenzbegriff, der die eigentliche Dynamik verdeckt.

An diesem Punkt entsteht die prozessuale Figur. Sie radikalisiert nicht einfach die Veränderung gegen die Identität, sondern verschiebt die ontologische Priorität. Nicht

Identität erklärt Veränderung, sondern Veränderung – genauer: strukturierte Dynamik – erklärt Identität. Identität wird nicht mehr als vorausgesetzter Träger gedacht, sondern als Resultat stabilisierter Prozesse.

Die prozessuale Figur ist somit keine Ergänzung der Substanzontologie, sondern eine Antwort auf deren strukturelle Instabilität. Sie entsteht aus der Einsicht, dass Dauer und Differenz nicht durch die Annahme eines ruhenden Substrats vermittelt werden können, sondern nur, wenn Dynamik selbst als ontologische Grundkategorie ernst genommen wird. Die Ausarbeitung dieser Verschiebung bildet den Gegenstand des folgenden Abschnitts.

3.2 Prozess als ontologische Grundkategorie

Die im vorangegangenen Abschnitt freigelegte Instabilität der Substanz zwingt nicht notwendigerweise zur Preisgabe ontologischer Strenge, wohl aber zu einer Revision ihrer Grundbegriffe. Wenn Identität nicht mehr als selbstgenügsamer Träger gedacht werden kann, der Veränderung lediglich erleidet, dann verschiebt sich die Frage nach dem ontologischen Primat. Prozess tritt an die Stelle der Substanz nicht als neues „Etwas“, sondern als Struktur, innerhalb derer Identität, Dauer und Differenz überhaupt erst verständlich werden.

Die prozessuale Figur entsteht somit nicht aus einer metaphysischen Vorliebe für Bewegung, sondern aus einer systematischen Notwendigkeit: Die Erklärung des Seienden muss dort ansetzen, wo seine Dynamik nicht sekundär, sondern konstitutiv ist. Prozess wird zur Grundkategorie, weil nur er die Spannung zwischen Identität und Veränderung ohne Rückgriff auf ein unbestimmtes Substrat zu vermitteln vermag.

Verschiebung vom Primat des Seins zum Primat des Werdens

Die klassische Ontologie privilegiert das Sein gegenüber dem Werden. Werden erscheint als Übergang zwischen Zuständen, als Bewegung von einem Sein zu einem anderen. Es ist sekundär, relational, abhängig. Das eigentlich Reale ist das, was ist – stabil, bestimmt, identisch. Veränderung gilt als Modifikation eines bereits Seienden.

Die prozessuale Ontologie kehrt dieses Verhältnis nicht einfach um, indem sie das Werden absolut setzt und das Sein negiert. Vielmehr verschiebt sie den Primat: Sein ist nicht länger der selbstverständliche Ausgangspunkt, sondern Resultat einer Dynamik. Was als „seiend“ erscheint, ist eine Stabilisierung innerhalb eines fortlaufenden Geschehens. Sein wird zum Effekt von Werden.

Diese Verschiebung ist keine rhetorische Geste, sondern eine kategoriale Reorganisation. Wenn Prozess ontologisch primär ist, dann sind stabile Identitäten nicht ontologische Atome, sondern emergente Strukturen. Dauer ist nicht das Fortbestehen eines identischen Kerns, sondern die Reproduktion einer Struktur über Zeit hinweg. Das „Bleiben“ ist eine besondere Form des Geschehens, nicht dessen Gegenteil.

Damit verändert sich auch der Status der Zeitlichkeit. Zeit ist nicht mehr das äußere Medium, in dem sich Seiendes verändert, sondern Ausdruck der inneren Dynamik des Seienden selbst. Prozessualität ist nicht ein Geschehen „in“ der Zeit; vielmehr ist Zeit die

Weise, in der Prozess sich artikuliert. Ontologie wird dadurch dynamisiert, ohne in bloße Chronologie zu verfallen. Es geht nicht um die Abfolge von Ereignissen, sondern um die strukturelle Vorrangigkeit von Relationalität und Transformation gegenüber statischer Selbstidentität.

Prozess nicht als Eigenschaft, sondern als Grundstruktur

Entscheidend ist, dass Prozess nicht als Eigenschaft von Dingen missverstanden wird. Eine solche Auffassung bliebe im Horizont der Substanzontologie: Dinge hätten dann zusätzlich zu ihren anderen Eigenschaften auch die Eigenschaft, sich zu verändern. Doch damit wäre die Dynamik erneut akzidentiell. Das, was sich verändert, bliebe als Träger unverändert gedacht.

Prozess als ontologische Grundstruktur bedeutet hingegen, dass es kein von Prozess unabhängiges Substrat gibt, dem Prozess zukäme. Es gibt keine vorgängige Identität, die anschließend in Bewegung gerät. Vielmehr konstituiert sich Identität selbst innerhalb von Prozessen. Prozesse sind nicht Bewegungen von etwas, sondern strukturierte Relationen, in denen sich Bestimmtheit ausbildet.

Diese Auffassung impliziert eine Neubestimmung des Realen. Real ist nicht das isolierte Ding, sondern der Zusammenhang, in dem Differenzen generiert, stabilisiert und transformiert werden. Das Einzelne ist nicht ontologischer Ausgangspunkt, sondern Knotenpunkt in einem Gefüge von Relationen. Seine Identität ist nicht vorausgesetzt, sondern das Resultat einer dynamischen Selbststabilisierung.

Damit wird auch die Vorstellung eines letzten ruhenden Grundes obsolet. Wenn Prozess grundlegend ist, dann ist Dynamik nicht erklärungsbedürftige Abweichung von einem Normalzustand, sondern Normalform des Ontologischen. Ruhe erscheint als Grenzfall – als temporäre Stabilisierung innerhalb eines umfassenderen Geschehens. Das Sein ist nicht das, was unter Veränderung leidet, sondern das, was sich als stabile Figur im Vollzug von Veränderung herausbildet.

In dieser Perspektive gewinnt die Krise der Substanz ihre positive Wendung. Anstatt Identität gegen Veränderung zu verteidigen, wird Identität als Produkt prozessualer Organisation verstanden. Prozess ist nicht das Andere des Seins, sondern dessen Bedingung. Die Ontologie verschiebt sich vom Denken eines selbstidentischen Grundes zu einem Denken strukturierter Dynamik.

Diese Verschiebung bildet die Voraussetzung für eine weitere Radikalisierung: Wenn Identität Resultat von Prozessen ist, dann muss auch Differenz neu bestimmt werden. Sie ist nicht bloß Abweichung von einer Norm, sondern konstitutive Operation innerhalb prozessualer Strukturen. Die Ausarbeitung dieser Konsequenz führt zur Frage nach Selbstunterscheidung und ontologischer Produktivität.

3.3 Selbstunterscheidung und Differenz

Mit der Verschiebung vom Primat der Substanz zum Primat des Prozesses verändert sich nicht nur der Status von Identität, sondern auch derjenige von Differenz. Differenz ist nicht

länger sekundäre Abweichung von einem vorgängigen Identischen, sondern konstitutives Moment prozessualer Strukturbildung. Wenn Identität Resultat von Prozessen ist, dann muss geklärt werden, wie Prozesse Differenzen erzeugen und stabilisieren – und wie aus dieser Differenz Identität hervorgeht.

Die prozessuale Figur gewinnt hier ihre eigentliche Schärfe: Sie begreift Differenz nicht als äußere Relation zwischen bereits bestimmten Einheiten, sondern als innere Operation, durch die sich eine Struktur überhaupt erst als Einheit konstituiert. Selbstunterscheidung wird zur ontologischen Grundbewegung.

Identität als Resultat, nicht als Voraussetzung

Im substanzontologischen Paradigma ist Identität vorausgesetzt. Etwas ist identisch mit sich selbst; auf dieser Basis können Unterschiede zu anderem bestimmt werden. Differenz ist relational und sekundär. Prozessuales Denken kehrt diese Ordnung nicht einfach um, sondern transformiert sie: Identität ist nicht das, was Differenz ermöglicht, sondern das, was aus differenziellen Operationen hervorgeht.

Eine Einheit konstituiert sich, indem sie sich von anderem unterscheidet. Doch diese Unterscheidung ist nicht nur eine äußere Grenzziehung, sondern impliziert interne Strukturierung. Damit etwas als dieses Bestimmte erscheinen kann, muss es innerhalb eines Gefüges von Relationen stabilisiert werden. Identität ist somit kein ursprünglicher Besitz, sondern Effekt einer wiederholten Selbststabilisierung innerhalb eines Feldes von Differenzen.

Selbstunterscheidung bedeutet in diesem Zusammenhang, dass ein Prozess nicht bloß Differenzen hervorbringt, sondern sich durch Differenzierung selbst strukturiert. Ein System – im weitesten ontologischen Sinn – erhält seine Identität nicht durch Rückgriff auf ein unveränderliches Substrat, sondern dadurch, dass es seine eigenen Operationen von anderen Operationen unterscheidet. Diese Unterscheidung ist kein äußerlicher Zusatz, sondern konstitutiv für das, was als „System“ oder „Einheit“ gilt.

Identität erscheint damit als temporäre Verdichtung innerhalb eines kontinuierlichen Differenzgeschehens. Sie ist das Resultat einer gelungenen Selbstreferenz, nicht deren Voraussetzung. Wo diese Selbstreferenz unterbrochen wird, löst sich auch die Identität auf oder transformiert sich. Dauer ist folglich nicht Ausdruck eines bleibenden Kerns, sondern die kontinuierliche Reproduktion einer differenziellen Struktur.

Diese Verschiebung hat weitreichende Konsequenzen. Sie bedeutet, dass Ontologie nicht mehr vom isolierten Einzelnen ausgehen kann, sondern von relationalen Konfigurationen. Das Einzelne ist kein atomarer Ausgangspunkt, sondern Knotenpunkt in einem Netz von Differenzen. Seine Identität ist nie absolut, sondern abhängig von den Prozessen, die es stabilisieren.

Ontologische Produktivität

Wenn Differenz konstitutiv ist, dann ist Prozess nicht nur Veränderung des Gegebenen, sondern produktiv im eigentlichen Sinne. Er erzeugt Bestimmtheit. Ontologische Produktivität bezeichnet die Fähigkeit von Prozessen, neue Strukturen, Relationen und

Identitäten hervorzubringen, die nicht vollständig aus bereits bestehenden Bestimmungen deduzierbar sind.

Diese Produktivität ist nicht als schöpferischer Akt eines Subjekts zu verstehen, sondern als immanente Dynamik von Differenz. Prozesse generieren durch Selbstunterscheidung neue Konfigurationen, die ihrerseits relativ stabil werden können. Das Neue entsteht nicht ex nihilo, sondern aus der Rekombination, Intensivierung oder Transformation bestehender Differenzen. Gleichwohl ist es nicht vollständig auf diese reduzierbar, da seine konkrete Gestalt erst im Vollzug des Prozesses bestimmt wird.

Ontologische Produktivität unterminiert damit die Vorstellung eines abgeschlossenen Seinsbestandes. Wenn Prozesse grundlegend sind, dann ist das Reale nicht vollständig gegeben, sondern in fortlaufender Konstitution begriffen. Wirklichkeit ist nicht Summe fertiger Entitäten, sondern Gefüge sich ausdifferenzierender Strukturen. Stabilität ist immer relative Stabilität, Resultat eines Gleichgewichts im Fluss von Differenzen.

Diese Einsicht führt zu einer Neuinterpretation von Möglichkeit und Wirklichkeit. Möglichkeit ist nicht bloß abstrakte Option neben einer realisierten Wirklichkeit, sondern im Prozess selbst angelegt. Prozesse eröffnen Spielräume der Transformation, ohne dass deren Resultate vollständig vorgezeichnet wären. Ontologische Produktivität bedeutet daher Offenheit – nicht im Sinne unbestimmter Beliebigkeit, sondern als strukturelle Nicht-Abgeschlossenheit.

In dieser Perspektive wird Differenz zum eigentlichen Motor des Ontologischen. Sie ist nicht Mangel an Identität, sondern Bedingung ihrer Entstehung. Prozess ist die dynamische Organisation dieser Differenz. Identität ist das vorläufige Resultat einer erfolgreichen Selbstunterscheidung innerhalb eines Gefüges von Relationen.

Damit ist die prozessuale Figur über die bloße Kritik der Substanz hinausgeführt. Sie artikuliert eine positive Ontologie der Dynamik, in der Differenz und Produktivität nicht randständig, sondern grundlegend sind. Der abschließende Schritt besteht nun darin, diese Dynamik nicht nur als Struktur der Konstitution von Identität, sondern als positive Artikulation ontologischer Offenheit insgesamt zu begreifen.

3.4 Prozess als positive Artikulation ontologischer Offenheit

Mit der Bestimmung von Identität als Resultat differenzieller Selbstunterscheidung und der Charakterisierung von Prozess als ontologisch produktiver Struktur ist ein entscheidender Schritt vollzogen: Prozessualität erscheint nicht länger als bloßes Gegenmodell zur Substanz, sondern als positive Artikulation einer ontologischen Offenheit, die im substanzontologischen Paradigma nur negativ – als Defizit oder Mangel – gedacht werden konnte.

Was im apophatischen Zusammenhang als Negativität der Bestimmung sichtbar wurde, gewinnt hier eine affirmative Fassung. Ontologische Offenheit ist nicht nur die Grenze, an der Bestimmung scheitert, sondern die immanente Dynamik, in der neue Bestimmungen entstehen. Prozess ist die Weise, in der diese Offenheit real wirksam ist.

Werden als Struktur, nicht als Übergang

Im traditionellen Verständnis bezeichnet Werden den Übergang von einem Sein zu einem anderen. Es ist eine Passage zwischen stabilen Zuständen, die selbst ontologisch primär bleiben. In einer prozessualen Ontologie hingegen ist Werden nicht Übergang, sondern Struktur. Es ist nicht das Zwischen, sondern das Grundlegende.

Wenn Identität als Effekt stabilisierter Differenz verstanden wird, dann ist Werden nicht bloß die Veränderung eines bereits Identischen, sondern die Bedingung seiner Konstitution. Was als stabil erscheint, ist ein besonderer Modus des Werdens – eine Phase relativer Selbstreproduktion innerhalb eines dynamischen Gefüges. Werden ist somit keine temporäre Abweichung vom Sein, sondern die Weise, in der Sein sich strukturiert.

Diese Verschiebung hebt die Opposition zwischen Sein und Werden auf, ohne sie einfach zu nivellieren. Sein ist nicht negiert, sondern reinterpretiert: als geronnene, temporär stabilisierte Form des Werdens. Werden wiederum ist nicht bloße Unbestimmtheit oder chaotische Bewegung, sondern strukturierte Dynamik. Es besitzt Form, Rhythmus, Organisation. Prozess ist nicht das Gegenteil von Ordnung, sondern deren Bedingung.

Ontologische Offenheit bedeutet daher nicht Indeterminiertheit im Sinne fehlender Struktur, sondern strukturelle Nicht-Abgeschlossenheit. Prozesse sind organisiert, aber sie sind nicht endgültig fixiert. Ihre Strukturen sind real, doch sie bleiben transformierbar. Werden als Struktur heißt: Das Reale ist durch Dynamik bestimmt, nicht trotz ihr.

Ontologische Dynamik als Grund und nicht als Folge

Die entscheidende Konsequenz dieser Perspektive besteht darin, Dynamik nicht mehr als Folge eines tieferliegenden Seins zu denken. In der Substanzontologie wird Bewegung durch Kräfte, Ursachen oder innere Dispositionen erklärt, die selbst als stabile Eigenschaften einer Substanz gelten. Dynamik ist Effekt; der Grund bleibt ruhend.

Im prozessualen Paradigma kehrt sich dieses Verhältnis um. Dynamik ist nicht Resultat, sondern Grund. Es gibt kein von Prozess unabhängiges Sein, das Prozess hervorbringt. Vielmehr ist das, was als „Grund“ erscheint, selbst eine dynamische Struktur. Ontologische Erklärung setzt nicht bei einem unbewegten Ursprung an, sondern bei strukturierten Vollzügen, in denen Differenzen erzeugt und stabilisiert werden.

Dies impliziert eine Revision des Begriffs des Grundes selbst. Grund ist nicht mehr Fundament im Sinne eines unbewegten Trägers, sondern generative Matrix. Er ist nicht das, was unter allem liegt, sondern das, was alles hervorbringt – nicht einmalig, sondern fortlaufend. Der Grund ist kein Anfangspunkt, sondern ein permanenter Vollzug.

In dieser Perspektive wird ontologische Offenheit nicht als Randphänomen, sondern als konstitutives Merkmal des Realen verständlich. Offenheit ist nicht bloß epistemische Unbestimmtheit oder zukünftige Möglichkeit, sondern strukturelle Eigenschaft prozessualer Organisation. Weil Prozesse sich durch Selbstunterscheidung reproduzieren und transformieren, bleibt ihre konkrete Gestalt prinzipiell nicht abschließbar.

Damit verbindet sich die prozessuale Figur mit der zuvor entwickelten apophatischen Einsicht, ohne in ihr aufzugehen. Was dort als Negativität der Bestimmung erschien – als Grenze der vollständigen Selbstfundierung –, wird hier als positive Dynamik gefasst. Ontologische Offenheit ist nicht nur das, was sich der Bestimmung entzieht, sondern das, was Bestimmung hervorbringt.

Prozess ist somit die affirmative Artikulation dessen, was in der apophatischen Figur als strukturelle Negativität sichtbar wurde. Er zeigt, dass die Unabschließbarkeit ontologischer Bestimmung nicht lediglich eine Grenze, sondern eine produktive Struktur ist. Ontologie wird dadurch weder relativistisch noch beliebig, sondern dynamisch: Sie denkt das Reale nicht als fertigen Bestand, sondern als sich konstituierende Ordnung.

An diesem Punkt treten Apophatik und Prozess nicht mehr als getrennte genealogische Figuren auf, sondern als komplementäre Artikulationen derselben strukturellen Einsicht: dass das Reale weder in vollständiger Bestimmtheit aufgeht noch auf ein ruhendes Fundament zurückgeführt werden kann, sondern durch eine nicht abschließbare, produktive Differenz strukturiert ist.

4. Systematischer Teil I: Apophatik als Grenzstruktur der Ontologie

Die genealogische Rekonstruktion hat gezeigt, dass die apophatische Figur aus einer strukturellen Spannung innerhalb ontologischer Bestimmung hervorgeht. Im systematischen Teil ist diese Figur nicht mehr historisch oder problemgenealogisch zu entfalten, sondern kategorial zu bestimmen. Es geht darum, Apophatik nicht als Randphänomen, sondern als interne Grenzstruktur jeder Ontologie auszuweisen, die ihre eigenen Bedingungen reflektiert.

„Grenze“ ist dabei kein metaphorischer Ausdruck, sondern ein präziser systematischer Begriff. Er bezeichnet nicht das Ende des Denkens, sondern die Struktur, in der Denken seine eigenen Voraussetzungen thematisiert. Ontologie operiert im Medium von Bestimmungen; sie sagt, was ist, indem sie unterscheidet, klassifiziert, identifiziert. Doch sobald sie die Bedingungen dieser Bestimmungen selbst in den Blick nimmt, stößt sie auf eine Differenz, die nicht vollständig im Modus positiver Bestimmung artikuliert werden kann. Diese Differenz ist die ontologische Grenze.

4.1 Der Begriff der ontologischen Grenze

Grenze nicht als äußerer Abbruch, sondern als interne Struktur

Im gewöhnlichen Verständnis erscheint eine Grenze als äußerer Abschluss: als Linie, an der ein Bereich endet und ein anderer beginnt. Übertragen auf Ontologie würde dies bedeuten, dass es einen Bereich des Sag- und Bestimmbaren gibt, jenseits dessen nichts mehr gedacht werden kann. Eine solche Auffassung wäre jedoch selbst wieder positiv bestimmend: Sie würde der Grenze einen Ort zuschreiben und sie als Objekt unter anderen behandeln.

Der hier intendierte Grenzbegriff ist anders strukturiert. Die ontologische Grenze ist keine äußere Linie, sondern eine interne Struktur der Bestimmung selbst. Sie zeigt sich nicht dort, wo Denken aufhört, sondern dort, wo es auf seine eigenen Bedingungen reflektiert. Sie ist nicht das Andere der Ontologie, sondern deren immanente Differenz.

Ontologische Bestimmung setzt voraus, dass etwas als etwas identifiziert werden kann. Diese Identifikation operiert durch Differenz: Etwas ist dieses und nicht jenes. Doch jede solche Bestimmung verweist implizit auf einen Horizont von Unterscheidungen, innerhalb dessen sie sinnvoll ist. Dieser Horizont kann nicht vollständig selbst wieder als bestimmtes Objekt innerhalb desselben Rahmens fixiert werden, ohne in eine Selbstbezüglichkeit zu geraten, die seine Funktion untergräbt.

Die Grenze erscheint somit als Struktur der Selbstreferenz: Ontologie kann ihre eigenen Bedingungen thematisieren, aber sie kann sie nicht vollständig in die Form bestimmter Gegenstände überführen. Die Grenze ist nicht das, worüber nichts gesagt werden darf, sondern das, was sich nicht ohne Verschiebung der kategorialen Ebene sagen lässt. Sie ist kein Schweigegebot, sondern eine strukturelle Asymmetrie.

Diese Asymmetrie ist konstitutiv. Ohne sie gäbe es keine Differenz zwischen Bestimmungen und ihren Bedingungen. Würden die Bedingungen vollständig in die Ordnung der Bestimmungen aufgehen, verlöre Ontologie ihre Tiefendimension. Alles wäre bloß ein weiteres bestimmtes Seiendes; die Frage nach dem Grund der Bestimmbarkeit selbst würde verschwinden. Die Grenze bewahrt daher die Differenz zwischen dem, was bestimmt wird, und dem, was Bestimmung ermöglicht.

Bestimmbarkeit und ihr Überschuss

Die ontologische Grenze wird besonders deutlich, wenn Bestimmbarkeit selbst thematisch wird. Bestimmbarkeit ist die Bedingung dafür, dass etwas als bestimmtes Seiendes erscheinen kann. Sie ist der Horizont, innerhalb dessen Differenzen gebildet und Identitäten stabilisiert werden. Doch dieser Horizont ist nicht selbst einfach ein bestimmtes Objekt. Er ist Bedingung von Bestimmungen, ohne selbst vollständig bestimmt werden zu können.

Hier zeigt sich ein struktureller Überschuss: Jede Bestimmung setzt mehr voraus, als sie explizit enthält. Sie operiert innerhalb eines Feldes impliziter Differenzen, die sie nicht vollständig aktualisiert. Dieser Überschuss ist kein epistemisches Defizit, das durch genauere Analyse beseitigt werden könnte, sondern konstitutives Merkmal von Bestimmbarkeit. Die Möglichkeit, etwas als etwas zu bestimmen, impliziert immer eine nicht vollständig explizierbare Offenheit des Horizonts, in dem diese Bestimmung geschieht.

Die ontologische Grenze bezeichnet genau diesen Überschuss. Sie ist die Differenz zwischen dem explizit Bestimmten und der impliziten Struktur, die Bestimmung trägt. Diese Struktur kann reflektiert, aber nicht vollständig objektiviert werden. Versucht man, sie als bestimmtes Objekt zu fixieren, verschiebt sich der Horizont, und ein neuer impliziter Rahmen tritt an ihre Stelle. Die Grenze ist somit nicht statisch, sondern dynamisch; sie wandert mit jeder Reflexionsstufe weiter.

Apophatik artikuliert diese Struktur, indem sie die Unmöglichkeit vollständiger Selbstobjektivierung der Bestimmbarkeit festhält. Sie negiert nicht das Sein, sondern die

Vorstellung, dass Sein vollständig in positive Bestimmungen aufgehen könnte. Die Grenze ist daher nicht ein Mangel an Bestimmtheit, sondern Ausdruck eines strukturellen Mehrs: eines Überschusses, ohne den Bestimmung selbst nicht möglich wäre.

Bis hierhin ist deutlich geworden, dass die ontologische Grenze keine äußere Schranke, sondern eine immanente Differenz ist – die Differenz zwischen Bestimmung und ihrer Bedingung. Apophatik gewinnt in diesem Rahmen ihre systematische Bedeutung als Reflexionsform, in der diese Differenz nicht verdeckt, sondern ausdrücklich markiert wird.

4.2 Apophatische Negation als Grenzoperation

Wenn die ontologische Grenze als interne Differenz zwischen Bestimmung und ihrer Bedingung bestimmt wurde, so ist nun zu klären, in welcher Form diese Grenze operativ wirksam wird. Apophatik ist nicht bloße Theorie der Grenze, sondern deren Vollzug. Ihre spezifische Operation ist die Negation – allerdings in einem präzisen, nicht-missverständlichen Sinn. Apophatische Negation ist keine Verneinung des Seins, sondern eine Grenzoperation im Feld der Bestimmbarkeit.

Negation der Bestimmbarkeit, nicht Negation des Seins

Es ist entscheidend, apophatische Negation von einer ontischen oder metaphysischen Negation zu unterscheiden. Sie behauptet nicht, dass etwas nicht ist. Sie zielt auch nicht auf die Eliminierung bestimmter Inhalte. Ihre Funktion besteht vielmehr darin, die Reichweite positiver Bestimmungen zu begrenzen, wenn diese ihre eigene Bedingtheit übersehen.

Apophatische Negation richtet sich somit gegen die Totalisierung der Bestimmbarkeit. Sie widerspricht der impliziten Annahme, dass alles, was ist, vollständig im Modus bestimmender Aussagen fixiert werden könne. Wenn Ontologie dazu tendiert, ihren eigenen Bestimmungshorizont als umfassend zu setzen, interveniert die apophatische Operation, indem sie zeigt, dass dieser Horizont selbst nicht ohne Rest in positive Bestimmungen überführt werden kann.

Diese Negation betrifft also nicht das Sein, sondern den Anspruch, Sein vollständig bestimmbar zu machen. Sie ist keine ontologische Reduktion, sondern eine strukturelle Relativierung. Indem sie bestimmte Zuschreibungen zurückweist, schützt sie die Differenz zwischen Bestimmung und ihrem Grund. Sie verhindert, dass das, was als Bedingung fungiert, vorschnell in die Ordnung der bedingten Seienden eingegliedert wird.

Apophatische Negation ist daher reflexiv. Sie richtet sich nicht primär auf Gegenstände, sondern auf Bestimmungsansprüche. Sie operiert auf der Ebene der Geltung von Aussagen, ohne sich in reine Sprachkritik aufzulösen. Denn was sie markiert, ist nicht nur eine semantische Unzulänglichkeit, sondern eine ontologische Asymmetrie: Die Bedingung von Bestimmung kann nicht selbst als vollständig bestimmtes Objekt auftreten.

In diesem Sinn ist apophatische Negation keine Destruktion, sondern eine Disziplinierung ontologischer Rede. Sie zwingt Ontologie, ihre kategoriale Ebene zu beachten, und verhindert eine illegitime Selbstobjektivierung ihrer Voraussetzungen.

Unsagbarkeit als strukturelle Bedingung von Sagbarkeit

Aus dieser Bestimmung ergibt sich eine präzisierte Auffassung von Unsagbarkeit. Unsagbarkeit ist nicht das absolute Andere des Sagbaren und auch kein mystischer Rest. Sie bezeichnet die strukturelle Grenze, die sich aus der Bindung des Sagens an Bestimmtheit ergibt. Sprache kann nur sagen, indem sie unterscheidet und identifiziert. Wo jedoch die Bedingungen dieser Unterscheidungen selbst thematisch werden, gerät Sprache in eine reflexive Spannung.

Apophatische Negation artikuliert diese Spannung, indem sie bestimmte Aussagen zurücknimmt oder relativiert. Doch diese Rücknahme bedeutet nicht Schweigen im Sinne vollständiger Suspension. Vielmehr ist sie eine performative Markierung der Grenze: Sie sagt, dass etwas nicht gesagt werden kann – und macht damit die Struktur sichtbar, die Sagbarkeit überhaupt ermöglicht.

Unsagbarkeit ist daher nicht bloß Defizit, sondern Bedingung. Dass nicht alles sagbar ist, ist keine Einschränkung der Sprache, sondern Ausdruck der Tatsache, dass Sprache nur im Horizont impliziter Voraussetzungen operieren kann. Würden diese Voraussetzungen vollständig explizierbar sein, gäbe es keinen Unterschied mehr zwischen Bedingung und Bedingtem; Sagbarkeit verlöre ihre Struktur.

Die apophatische Grenzoperation hält diesen Unterschied offen. Sie verhindert, dass die impliziten Bedingungen des Sagens als explizite Inhalte behandelt werden, ohne ihre kategoriale Stellung zu verändern. Unsagbarkeit fungiert somit als strukturelle Bedingung von Sagbarkeit: Nur weil es einen nicht vollständig objektivierbaren Horizont gibt, innerhalb dessen Aussagen sinnvoll sind, können Aussagen überhaupt Sinn haben.

In systematischer Hinsicht bedeutet dies: Apophatik ist keine Konkurrenz zur Ontologie, sondern deren Selbstbegrenzung im emphatischen Sinn. Sie schützt die Differenz, die Ontologie ermöglicht, indem sie ihre Totalisierungsansprüche negiert. Ihre Negation ist daher kein nihilistischer Akt, sondern eine Grenzoperation, durch die ontologische Bestimmung ihre eigene Struktur reflektiert.

Damit ist der Übergang vorbereitet zur Frage, wie diese Grenzstruktur mit der Konstitution von Bestimmtheit selbst zusammenhängt – genauer: inwiefern ontologische Negativität nicht nur limitierend, sondern konstitutiv ist.

4.3 Ontologische Negativität und die Bedingung von Bestimmtheit

Mit der Bestimmung der apophatischen Negation als Grenzoperation ist deutlich geworden, dass die ontologische Grenze nicht lediglich restriktiv wirkt. Sie markiert nicht nur das Ende bestimmender Rede, sondern verweist auf eine Struktur, ohne die Bestimmtheit selbst nicht möglich wäre. Damit verschiebt sich die Perspektive: Ontologische Negativität ist nicht bloß Limitierung, sondern Bedingung.

Die entscheidende These dieses Abschnitts lautet daher: Das Bestimmte ist vom Unbestimmten abhängig – nicht im Sinne eines ontischen Substrats, sondern im Sinne einer strukturellen Differenz. Negativität ist kein Defizit des Seins, sondern ein konstitutives Moment seiner Artikulation.

Die Abhängigkeit des Bestimmten vom Unbestimmten

Bestimmtheit setzt Differenz voraus. Etwas ist bestimmt, insofern es von anderem unterschieden werden kann. Diese Unterscheidung operiert jedoch nicht im luftleeren Raum; sie setzt einen Horizont von Möglichkeiten voraus, innerhalb dessen eine konkrete Bestimmung Sinn hat. Dieser Horizont ist nicht vollständig explizierbar, da jede Explikation selbst wieder innerhalb eines Horizonts geschieht.

Das Unbestimmte ist in diesem Zusammenhang nicht als chaotische Indifferenz zu verstehen, sondern als der offene Möglichkeitsraum, aus dem konkrete Bestimmungen hervorgehen. Jede positive Bestimmung realisiert eine bestimmte Differenz, lässt jedoch andere Differenzen unaktualisiert. Sie ist Selektion innerhalb eines Feldes, das selbst nicht vollständig in der selektierten Gestalt aufgeht.

Das Bestimmte ist daher nicht selbsttragend. Es verweist über sich hinaus auf eine Struktur, die es ermöglicht, ohne selbst vollständig in ihm aufzugehen. Diese Struktur ist nicht positiv bestimmbar, weil sie nicht ein weiteres bestimmtes Element im Feld der Bestimmungen ist. Sie ist Bedingung dieses Feldes.

Apophatische Reflexion macht diese Abhängigkeit explizit, indem sie die Illusion zurückweist, Bestimmtheit könne sich vollständig selbst fundieren. Jede ontologische Ordnung, die sich als geschlossen begreift, verkennt die Differenz zwischen ihren expliziten Bestimmungen und dem impliziten Horizont, der sie trägt. Die Negation, die Apophatik vollzieht, ist daher eine Erinnerung an diese Abhängigkeit.

Das Unbestimmte fungiert nicht als Gegenstand, sondern als strukturelle Offenheit. Es ist nicht das Andere des Bestimmten, sondern dessen Bedingung. Ohne diesen offenen Horizont wäre keine Differenzbildung möglich; ohne Differenz keine Bestimmung. Das Bestimmte ist somit wesentlich relational – nicht nur zu anderem Bestimmten, sondern zu einer Dimension, die sich nicht vollständig bestimmen lässt.

Negativität als konstitutives Moment

Aus dieser Abhängigkeit folgt, dass Negativität konstitutiv ist. Negativität bezeichnet hier nicht die Abwesenheit von Sein, sondern die strukturelle Nicht-Identität, durch die Bestimmung möglich wird. Jede Bestimmung schließt anderes aus; sie ist nur, indem sie nicht anderes ist. Diese Ausschließung ist kein äußerlicher Zusatz, sondern integraler Bestandteil ihrer Identität.

Ontologische Negativität ist daher nicht ein später hinzutretendes Moment, sondern im Kern jeder Bestimmtheit angelegt. Identität ist nie reine Selbstgleichheit, sondern stabilisierte Differenz. Das „Nicht“ ist im „Ist“ impliziert. Wird dieses implizite Nicht verdrängt oder neutralisiert, erscheint Bestimmtheit als absolut – doch diese Absolutheit ist eine Abstraktion, die ihre eigene Bedingtheit verdeckt.

Apophatische Negation bringt diese implizite Negativität zur Sprache, indem sie positive Totalisierungen zurückweist. Sie zeigt, dass jede Bestimmung auf einer Differenz beruht, die sie nicht vollständig einholen kann. In diesem Sinne ist Negativität nicht nur Grenzmarkierung, sondern Bedingung von Positivität.

Damit verschiebt sich auch der Begriff des Grundes. Grund ist nicht ein positiv bestimmtes Fundament, das allem zugrunde liegt, sondern die strukturelle Differenz, die Bestimmtheit ermöglicht. Er ist nicht als ein Seiendes unter anderen zu denken, sondern als Bedingung der Möglichkeit von Seiendem als bestimmtem Seienden. Diese Bedingung ist nicht positiv greifbar, weil sie nicht innerhalb derselben Ordnung steht, die sie ermöglicht.

Ontologische Negativität ist somit kein Rest, der übrigbleibt, wenn positive Bestimmungen scheitern. Sie ist die innere Differenz, durch die Bestimmung überhaupt erst konstituiert wird. Apophatik ist die Reflexionsform, in der diese Differenz explizit wird.

Damit ist der systematische Status der apophatischen Figur präzisiert: Sie artikuliert die Grenzstruktur der Ontologie, indem sie die konstitutive Negativität freilegt, die jede Bestimmtheit trägt. Diese Einsicht bleibt jedoch einseitig, solange sie nur als Limitierung oder strukturelle Bedingung verstanden wird. Ihre volle systematische Tragweite zeigt sich erst im Zusammenspiel mit der prozessualen Figur, in der Negativität nicht nur als Grenze, sondern als dynamische Produktivität erscheint.

5. Systematischer Teil II: Prozess als immanente Grenzstruktur

Während der erste systematische Teil Apophatik als Grenzstruktur der Ontologie bestimmt hat, insofern sie die Differenz zwischen Bestimmung und ihrer Bedingung markiert, ist nun zu zeigen, dass diese Grenzstruktur nicht nur reflexiv-negativ, sondern auch immanent-dynamisch gefasst werden kann. Prozess ist nicht bloß ein weiteres ontologisches Thema neben der Grenze, sondern die Weise, in der die Grenze im Seienden selbst operativ wird.

Wenn Apophatik die Grenze als Differenz zwischen Bestimmung und ihrem Grund artikuliert, so radikalisiert die prozessuale Perspektive diese Einsicht, indem sie zeigt: Diese Differenz ist nicht lediglich eine reflexive Struktur des Denkens, sondern eine immanente Struktur des Seienden. Das Seiende überschreitet sich selbst. Es ist nicht in sich abgeschlossen, sondern konstituiert sich im Vollzug von Transformation.

5.1 Prozess als Selbstüberschreitung des Seienden

Prozess nicht als Bewegung eines Subjekts

Eine verbreitete Fehlinterpretation des Prozessbegriffs besteht darin, ihn als Bewegung eines bereits konstituierten Subjekts oder einer Substanz zu verstehen. In diesem Modell gibt es ein identisches Etwas, das sich verändert, bewegt, entwickelt. Prozess wäre dann eine Abfolge von Zustandsveränderungen eines Trägers, der als solcher bestehen bleibt.

Eine solche Auffassung bleibt im Horizont der Substanzontologie. Sie setzt voraus, was prozessuales Denken gerade problematisiert: eine stabile Identität, die Veränderung nur erleidet. Prozess erscheint hier als sekundäre Dynamik, nicht als ontologischer Grund.

Demgegenüber ist Prozess als Selbstüberschreitung zu verstehen. Das Seiende ist nicht zuerst identisch und überschreitet sich dann, sondern es ist identisch nur insofern, als es sich überschreitet. Identität ist Effekt einer Bewegung, nicht deren Voraussetzung. Prozess bezeichnet nicht die Bewegung eines Subjekts, sondern die strukturelle Dynamik, in der so etwas wie Subjektivität oder Identität überhaupt erst entsteht.

Selbstüberschreitung meint daher keine heroische Transgression, sondern eine minimale, konstitutive Nicht-Identität. Das Seiende ist nie vollständig mit sich selbst identisch, weil es nur im Vollzug seiner Relationen und Differenzen existiert. Diese Relationen sind nicht äußerlich; sie sind Bestandteil seiner Struktur. Indem es sich auf anderes bezieht, transformiert es sich selbst.

Prozess ist somit nicht eine Abfolge von Zuständen, sondern die dynamische Struktur, in der Zustände überhaupt erst gebildet werden. Das Seiende ist kein statischer Block, der gelegentlich in Bewegung gerät, sondern ein Gefüge, das sich durch interne Differenz organisiert und reorganisiert. Seine „Bewegung“ ist nicht Ortsveränderung, sondern strukturelle Transformation.

Prozess als Selbsttransformation

Selbstüberschreitung konkretisiert sich als Selbsttransformation. Damit ist gemeint, dass das Seiende seine eigene Struktur nicht nur reproduziert, sondern im Vollzug dieser Reproduktion verändert. Jede Stabilisierung ist zugleich Modifikation; jede Identität ist das Resultat eines Vollzugs, der sie neu herstellt und dabei verschiebt.

Selbsttransformation bedeutet nicht notwendig radikale Veränderung. Sie kann minimal, graduell, kaum merklich sein. Entscheidend ist, dass Identität nicht ohne diesen Vollzug existiert. Es gibt kein ruhendes Selbst, das unabhängig von seiner Aktualisierung bestünde. Das „Selbst“ ist die Form, in der eine Struktur sich über Zeit hinweg reproduziert – und gerade dadurch transformiert.

Hier zeigt sich die immanente Grenzstruktur des Prozesses: Die Grenze verläuft nicht zwischen einem Seienden und einem äußeren Jenseits, sondern innerhalb des Seienden selbst. Es ist sich nie vollständig gegenwärtig, nie vollkommen mit sich identisch. Seine Struktur enthält eine Differenz, die es antreibt, sich zu verändern, ohne in völlige Indifferenz zu zerfallen.

Diese innere Differenz ist keine bloße Möglichkeit, sondern reale Dynamik. Prozess ist nicht Option neben Stabilität, sondern die Bedingung jeder Stabilität. Selbst dort, wo etwas als konstant erscheint, ist diese Konstanz das Resultat kontinuierlicher Selbsttransformation – einer Reproduktion, die nie reine Wiederholung ist.

Prozess als Selbsttransformation bezeichnet somit die immanente Offenheit des Seienden. Es ist nicht auf einen äußeren Grund verwiesen, der seine Dynamik erklärt; seine Dynamik ist seine Weise zu sein. In dieser Perspektive wird die ontologische Grenze, die apophatisch

als Differenz zwischen Bestimmung und Bedingung sichtbar wurde, in das Seiende selbst verlegt. Es trägt seine Grenze in sich.

Damit ist der erste Schritt getan, Prozess als immanente Grenzstruktur zu begreifen. Die weitere systematische Ausarbeitung wird zeigen müssen, wie diese immanente Grenze nicht als äußerer Bruch, sondern als interne Selbstunterscheidung strukturiert ist – und wie daraus die prinzipielle Nicht-Abschließbarkeit des Ontologischen folgt.

5.2 Die Immanentisierung der ontologischen Grenze

Der Begriff des Prozesses gewinnt seine systematische Schärfe erst dann vollständig, wenn er mit der zuvor entwickelten Grenzstruktur der Ontologie zusammengeführt wird. Apophatik hatte gezeigt, dass jede Bestimmung auf eine Grenze verweist, die nicht selbst vollständig bestimmbar ist. Diese Grenze markiert den Punkt, an dem Bestimmtheit ihre eigene Bedingung berührt, ohne sie vollständig integrieren zu können.

Die prozessontologische Perspektive verschiebt nun die Lage dieser Grenze. Sie wird nicht mehr als ein äußerer Horizont verstanden, der das Feld des Bestimmbaren begrenzt, sondern als eine immanente Struktur des Seienden selbst. Das Seiende ist nicht lediglich durch eine Grenze begrenzt; es konstituiert sich durch eine Grenze, die in seiner eigenen Dynamik wirksam ist.

Die Ontologie verschiebt sich damit von einem Modell der Begrenzung zu einem Modell der Selbstbegrenzung. Die Grenze erscheint nicht als äußerer Abschluss, sondern als internes Strukturmoment, das Differenz und Transformation ermöglicht.

Grenze nicht außerhalb des Seienden, sondern innerhalb seiner Struktur

In klassischen ontologischen Modellen wird die Grenze häufig als äußerer Rand gedacht. Das Seiende ist bestimmt, indem es von einem Anderen abgegrenzt wird. Diese Differenz bleibt jedoch äußerlich: Das, was ein Ding ist, wird durch das bestimmt, was es nicht ist.

Ein solches Modell setzt stabile Einheiten voraus, die durch ihre Grenzen voneinander getrennt sind. Grenze fungiert hier als statische Linie zwischen bereits konstituierten Identitäten. Sie sichert die Stabilität des Seienden, indem sie es gegen anderes abschließt.

Die prozessontologische Perspektive unterläuft diese Vorstellung. Wenn Identität selbst Resultat von Prozessen ist, dann kann auch Grenze nicht länger als feste Linie zwischen stabilen Einheiten verstanden werden. Sie ist vielmehr Teil der dynamischen Struktur, durch die Identitäten überhaupt entstehen.

Grenze ist somit nicht primär ein Trennungsmechanismus zwischen fertigen Entitäten, sondern ein Differenzierungsmechanismus innerhalb eines sich transformierenden Gefüges. Das Seiende ist nicht zuerst gegeben und dann begrenzt; es entsteht durch Differenzierungen, die seine Struktur organisieren.

Diese Differenzierungen sind nicht äußerlich. Sie verlaufen innerhalb des Seienden selbst. Die Grenze ist daher kein äußerer Rand, sondern eine interne Operation. Sie strukturiert die Weise, in der das Seiende sich artikuliert, stabilisiert und transformiert.

Die Immanentisierung der Grenze bedeutet folglich: Die Bedingung der Bestimmbarkeit liegt nicht außerhalb des Bestimmten. Sie ist in seiner eigenen Dynamik enthalten. Das Seiende trägt seine eigene Differenzstruktur in sich.

Selbstunterscheidung als Grundfigur

Die grundlegende Form dieser immanenten Grenze ist Selbstunterscheidung. Darunter ist kein reflexiver Akt eines bereits konstituierten Subjekts zu verstehen, sondern eine strukturelle Operation, durch die sich ein Prozess differenziert und organisiert.

Selbstunterscheidung bedeutet, dass ein Prozess innerhalb seiner eigenen Dynamik Differenzen erzeugt, die ihm Struktur verleihen. Diese Differenzen sind nicht sekundär; sie sind die Bedingung dafür, dass überhaupt stabile Formen entstehen können. Identität erscheint in diesem Zusammenhang als temporäre Stabilisierung innerhalb eines Gefüges von Unterscheidungen.

Ein Prozess ist daher nicht homogen. Er enthält interne Differenzen, durch die verschiedene Momente, Funktionen oder Strukturen hervorgebracht werden. Diese Differenzen sind jedoch nicht absolut voneinander getrennt. Sie bleiben miteinander verbunden und verändern sich im Verlauf des Prozesses.

Selbstunterscheidung erzeugt somit ein dynamisches Gefüge von Relationen. Das Seiende besteht nicht aus isolierten Einheiten, sondern aus Strukturen, die sich durch interne Differenzierung organisieren. Diese Differenzierung ist kein einmaliger Akt, sondern ein kontinuierlicher Vollzug.

In dieser Perspektive erscheint die ontologische Grenze als operative Differenz innerhalb des Seienden. Sie ist das Moment, in dem ein Prozess sich von sich selbst unterscheidet, ohne sich vollständig zu trennen. Gerade diese unvollständige Differenz ist es, die Transformation ermöglicht.

Die Grenze wird damit zu einer produktiven Struktur. Sie trennt nicht nur, sondern erzeugt Relationen, Spannungen und Möglichkeiten der Veränderung. Sie ist der Ort, an dem Stabilität und Transformation ineinander greifen.

Die Immanentisierung der Grenze führt somit zu einer grundlegenden Verschiebung im Verständnis des Ontologischen. Sein erscheint nicht länger als statische Gegebenheit, die von außen begrenzt wird, sondern als dynamische Struktur, die sich durch interne Differenz konstituiert. In dieser Struktur ist Grenze nicht der Endpunkt von Bestimmung, sondern die Bedingung ihrer fortwährenden Neubildung.

5.3 Prozess und ontologische Nicht-Abschließbarkeit

Die Immanentisierung der ontologischen Grenze führt notwendig zu einer letzten systematischen Konsequenz: Wenn die Grenze nicht außerhalb des Seienden liegt, sondern in seiner eigenen Struktur operiert, dann kann das Seiende prinzipiell nicht vollständig abgeschlossen sein. Seine Identität bleibt strukturell offen. Diese Offenheit ist kein epistemisches Defizit unseres Wissens, sondern eine ontologische Eigenschaft des Seienden selbst.

Der Prozessbegriff erhält hier seine volle systematische Bedeutung. Er beschreibt nicht lediglich Veränderung innerhalb eines stabilen Rahmens, sondern die strukturelle Unabschließbarkeit der Realität. Das Seiende ist nicht vollständig bestimmt, weil seine Bestimmung selbst Teil eines fortlaufenden Transformationsgeschehens ist.

Permanente Offenheit

Ontologische Offenheit bedeutet zunächst, dass kein Seiendes vollständig in einer endgültigen Form fixiert werden kann. Jede Form ist Ergebnis eines Prozesses, der sie hervorbringt und zugleich verändert. Stabilität ist daher stets relativ zu den Dynamiken, die sie ermöglichen.

Diese Einsicht unterscheidet sich grundlegend von einer bloß historischen oder empirischen Beobachtung von Veränderlichkeit. Es geht nicht darum, dass Dinge faktisch oft Veränderungen unterliegen, sondern darum, dass ihre Struktur selbst Veränderung impliziert. Selbst dort, wo etwas konstant erscheint, ist diese Konstanz das Resultat kontinuierlicher Reproduktion und Anpassung.

Prozess bezeichnet somit eine grundlegende Offenheit der Struktur. Das Seiende ist nicht vollständig determiniert, weil seine eigene Dynamik neue Differenzierungen hervorbringen kann. Diese Differenzierungen entstehen nicht außerhalb des Systems, sondern innerhalb seiner Struktur. Der Prozess produziert seine eigenen Möglichkeiten.

Offenheit bedeutet in diesem Zusammenhang nicht Beliebigkeit. Prozesse folgen Strukturen, Relationen und Bedingungen. Doch diese Bedingungen sind selbst Teil eines dynamischen Gefüges. Sie können transformiert werden, indem neue Differenzen entstehen oder bestehende Relationen sich verschieben.

Die ontologische Offenheit besteht daher in einer strukturellen Plastizität des Seienden. Seine Form ist weder völlig festgelegt noch völlig unbestimmt. Sie entsteht im Zusammenspiel von Stabilisierung und Transformation.

Unmöglichkeit vollständiger Identität

Aus dieser Perspektive ergibt sich eine weitere Konsequenz: vollständige Identität ist ontologisch unmöglich. Damit ist nicht gemeint, dass Dinge keine Identität besitzen. Vielmehr bedeutet es, dass Identität niemals absolut und endgültig sein kann.

Identität ist das Resultat von Prozessen der Stabilisierung. Ein Seiendes erscheint identisch, insofern seine Struktur über eine gewisse Dauer hinweg reproduziert wird. Diese Reproduktion ist jedoch selbst ein Prozess, der Differenzen einschließt. Jede Wiederholung verändert das Wiederholte minimal, weil sie in einem neuen Kontext stattfindet.

Die Struktur der Identität ist daher paradox: Sie setzt Wiederholung voraus, doch diese Wiederholung ist nie vollkommen identisch mit sich selbst. In jedem Vollzug wird die Struktur zugleich bestätigt und modifiziert. Identität ist somit ein dynamisches Gleichgewicht, kein statischer Zustand.

Diese Nicht-Identität innerhalb der Identität ist kein Defekt, sondern die Bedingung von Entwicklung und Veränderung. Wäre vollständige Identität möglich, gäbe es keine Transformation. Das Seiende wäre vollkommen abgeschlossen und damit ontologisch inert.

Die Unmöglichkeit vollständiger Identität verweist daher auf die produktive Rolle der Differenz. Differenz ist nicht bloß Abweichung von einem Ideal der Gleichheit, sondern das strukturelle Prinzip, durch das Prozesse neue Formen hervorbringen können.

Ontologische Dynamik als Grund und nicht als Folge

Die bisherige Analyse führt zu einer letzten systematischen Verschiebung. In der klassischen Ontologie erscheint Dynamik meist als Folge: Ein bereits bestimmtes Seiendes verändert sich unter bestimmten Bedingungen. Bewegung oder Entwicklung werden aus der Struktur eines stabilen Seins erklärt.

Die prozessontologische Perspektive kehrt diese Ordnung um. Dynamik ist nicht Folge des Seins, sondern sein Grund. Das Seiende existiert, indem es sich transformiert. Stabilität entsteht innerhalb dieser Dynamik als temporäre Organisation von Differenzen.

Damit wird Prozess zum primären ontologischen Prinzip. Sein ist nicht der Hintergrund, vor dem Veränderung stattfindet; vielmehr ist Veränderung die Weise, in der Sein sich artikuliert. Das Reale besteht aus Prozessen, die sich stabilisieren, differenzieren und transformieren.

Diese Dynamik ist zugleich durch die apophatische Grenzstruktur bestimmt. Prozesse können sich nicht vollständig schließen, weil ihre eigene Struktur Differenz enthält, die nicht vollständig integriert werden kann. Die Grenze bleibt immanenter Bestandteil des Prozesses.

Die Verbindung von Apophatik und Prozess zeigt sich hier in ihrer systematischen Einheit. Apophatik artikuliert die strukturelle Unabschließbarkeit des Ontologischen als Grenze der Bestimmbarkeit. Prozess beschreibt die positive Dynamik, durch die diese Grenze im Seienden selbst wirksam wird.

Das Ergebnis ist eine Ontologie, in der Negativität und Dynamik nicht als Randphänomene erscheinen, sondern als konstitutive Momente der Realität. Das Seiende ist weder vollständig bestimmbar noch statisch stabil. Es existiert in der Spannung von Bestimmung und Überschuss, von Stabilisierung und Transformation.

Gerade diese Spannung bildet die Grundstruktur einer Ontologie, die das Reale nicht als abgeschlossene Ordnung begreift, sondern als offenes Gefüge von Prozessen, deren Grenzen zugleich Bedingung ihrer Produktivität sind.

6. Systematischer Kern: Verhältnis von Apophatik und Prozess

Die bisherige Argumentation hat zwei unterschiedliche, aber strukturell verwandte Figuren der Ontologie rekonstruiert: Apophatik und Prozess. Beide entstehen genealogisch aus Krisen klassischer ontologischer Modelle – aus der Krise der vollständigen Bestimmbarkeit einerseits und aus der Krise der substantiellen Stabilität andererseits. Systematisch zeigt sich jedoch, dass diese beiden Figuren nicht unabhängig voneinander sind. Sie reagieren auf eine gemeinsame Problemstruktur.

Der folgende Abschnitt soll diese gemeinsame Struktur explizieren. Erst auf dieser Grundlage lässt sich bestimmen, worin ihre Differenz besteht und warum sie sich nicht gegenseitig ersetzen, sondern einander ergänzen.

6.1 Gemeinsame Problemstruktur

Reaktion auf die Unmöglichkeit vollständiger Bestimmung

Sowohl apophatische als auch prozessontologische Denkformen setzen an einem grundlegenden Problem an: der Unmöglichkeit, das Seiende vollständig durch positive Bestimmungen zu erfassen. Die klassische Ontologie geht implizit davon aus, dass das Reale prinzipiell vollständig bestimmbar ist. Wenn genügend Begriffe, Kategorien oder Definitionen zur Verfügung stehen, so die implizite Annahme, lässt sich das Sein vollständig artikulieren.

Diese Vorstellung gerät jedoch an eine strukturelle Grenze. Jede Bestimmung setzt einen Horizont voraus, innerhalb dessen sie sinnvoll ist. Begriffe operieren innerhalb bestimmter Differenzordnungen; sie setzen Relationen voraus, die selbst nicht vollständig begrifflich fixiert werden können. Versucht man, diese Voraussetzungen vollständig zu bestimmen, entsteht ein regressiver Prozess: Jede Bestimmung verweist auf weitere Bedingungen, die wiederum Bestimmungen benötigen.

Damit zeigt sich eine grundlegende Struktur: Bestimmung kann ihre eigenen Bedingungen nicht vollständig integrieren. Das Reale enthält ein Moment, das sich der vollständigen positiven Artikulation entzieht. Dieses Moment ist nicht einfach ein Mangel unseres Wissens, sondern Ausdruck einer strukturellen Differenz zwischen Bestimmung und ihrem Grund.

Apophatische Denkformen reagieren auf diese Situation, indem sie das Nicht-Bestimmbare selbst zum Thema machen. Sie versuchen nicht, den Überschuss der Realität durch zusätzliche positive Begriffe zu erfassen, sondern markieren die Grenze, an der Bestimmung in Negation übergeht.

Prozessontologische Denkformen reagieren auf dieselbe Struktur auf andere Weise. Sie interpretieren die Unmöglichkeit vollständiger Bestimmung nicht primär als Grenze des Begriffs, sondern als Hinweis auf die dynamische Struktur des Realen. Wenn Bestimmungen nie endgültig stabil sind, dann deshalb, weil das Seiende selbst in Bewegung ist.

Beide Ansätze beginnen somit mit derselben Einsicht: Das Reale lässt sich nicht als vollständig fixierte Ordnung begreifen. Seine Struktur überschreitet jede endgültige Festlegung.

Kritik der abgeschlossenen Ontologie

Aus dieser gemeinsamen Einsicht ergibt sich eine fundamentale Kritik eines bestimmten ontologischen Modells: der Idee einer abgeschlossenen Ontologie. Darunter ist die Vorstellung zu verstehen, dass das Sein als vollständig strukturierte und letztlich erschöpfbar beschreibbare Ordnung existiert.

In einer solchen Perspektive bildet die Ontologie eine Art vollständiges System. Alle Seienden lassen sich durch stabile Kategorien klassifizieren; ihre Eigenschaften und Relationen können prinzipiell vollständig bestimmt werden. Veränderung erscheint lediglich als Variation innerhalb einer bereits gegebenen Struktur.

Die Analyse der Grenzstruktur unterminiert diese Vorstellung. Wenn jede Bestimmung auf Bedingungen verweist, die sie selbst nicht vollständig bestimmen kann, dann kann es kein endgültig geschlossenes ontologisches System geben. Jede Ontologie bleibt strukturell offen.

Apophatische Ansätze artikulieren diese Offenheit negativ. Sie zeigen, dass jeder Versuch, das Reale vollständig zu bestimmen, notwendig an eine Grenze stößt. Diese Grenze ist nicht einfach ein epistemisches Hindernis, sondern Ausdruck einer ontologischen Struktur.

Prozessontologische Ansätze artikulieren dieselbe Offenheit positiv. Sie interpretieren sie als Hinweis darauf, dass das Reale selbst dynamisch organisiert ist. Wenn keine Bestimmung endgültig stabil ist, dann deshalb, weil das Sein selbst im Modus des Werdens existiert.

Die Kritik der abgeschlossenen Ontologie bildet somit den gemeinsamen Ausgangspunkt beider Figuren. Beide wenden sich gegen ein statisches Bild des Realen, in dem Sein als vollständig fixierte Ordnung erscheint. Stattdessen entwickeln sie unterschiedliche Weisen, die strukturelle Offenheit des Ontologischen zu denken.

Gerade diese gemeinsame Problemstruktur erklärt, warum Apophatik und Prozess in unterschiedlichen philosophischen Traditionen immer wieder auftauchen. Sie sind nicht bloß historisch kontingente Motive, sondern Antworten auf eine grundlegende Schwierigkeit des ontologischen Denkens: die Spannung zwischen Bestimmung und dem Überschuss des Realen, der sich jeder endgültigen Fixierung entzieht.

6.2 Entscheidende Differenz

So deutlich die gemeinsame Problemstruktur ist, so wichtig ist es, Apophatik und Prozess nicht vorschnell zu identifizieren. Beide reagieren auf dieselbe ontologische Schwierigkeit, doch sie artikulieren diese Schwierigkeit auf unterschiedliche Weise. Der Unterschied betrifft nicht den Gegenstand – die strukturelle Grenze der Bestimmung –, sondern die Weise, in der diese Grenze gedacht wird.

Die Differenz lässt sich als unterschiedliche Interpretation der ontologischen Grenze formulieren. Während apophatisches Denken die Grenze primär als Negativität begreift, versteht prozessuales Denken sie als Produktivität. Beide Perspektiven schließen einander nicht aus, doch sie akzentuieren verschiedene Dimensionen derselben Struktur.

Apophatik: Grenze als Negativität

In der apophatischen Figur erscheint die Grenze zunächst als Moment der Negation. Diese Negation richtet sich, wie zuvor gezeigt, nicht gegen das Sein selbst, sondern gegen den Anspruch, Sein vollständig im Modus positiver Bestimmung zu erfassen. Apophatik markiert den Punkt, an dem Bestimmung in ihr eigenes Gegenteil umschlägt: in die Einsicht, dass sie ihre eigene Bedingung nicht vollständig bestimmen kann.

Negativität fungiert hier als kritische Operation. Sie verhindert die Totalisierung des Begriffs und bewahrt die Differenz zwischen Bestimmung und ihrem Grund. Die Grenze erscheint als Ort, an dem positive Aussagen zurückgenommen oder relativiert werden müssen. Apophatische Negation hält fest, dass jede ontologische Bestimmung einen Überschuss voraussetzt, der sich nicht vollständig in derselben Ordnung artikulieren lässt.

Diese Perspektive hat eine wichtige methodische Funktion. Sie schützt Ontologie vor der Illusion einer vollständigen Selbstfundierung. Indem sie die Grenze der Bestimmbarkeit markiert, verhindert sie, dass Ontologie ihre eigenen Voraussetzungen in den Rang positiver Gegenstände erhebt.

Gleichzeitig bleibt die Grenze in dieser Perspektive primär negativ bestimmt. Sie erscheint als das, was sich der positiven Artikulation entzieht. Apophatische Reflexion thematisiert die Grenze, indem sie bestimmte Aussagen zurückweist oder relativiert. Die ontologische Differenz wird sichtbar, aber sie wird nicht im Modus einer positiven Dynamik entfaltet.

Das bedeutet nicht, dass Apophatik bloß destruktiv wäre. Ihre Negativität ist strukturell produktiv, insofern sie den Raum der Bestimmung offen hält. Dennoch bleibt ihre Artikulation im Register der Negation: Sie sagt, was nicht gesagt werden kann, und bewahrt damit den Überschuss des Realen gegenüber jeder positiven Ontologie.

Prozess: Grenze als Produktivität

Die prozessuale Figur verschiebt diese Perspektive. Auch hier spielt die Grenze eine zentrale Rolle, doch sie erscheint nicht primär als Negation, sondern als dynamische Struktur. Die Grenze markiert nicht nur den Punkt, an dem Bestimmung scheitert, sondern den Ort, an dem neue Bestimmungen entstehen.

Prozess interpretiert die strukturelle Nicht-Abschließbarkeit des Realen als produktive Dynamik. Wenn Bestimmungen nie endgültig stabil sind, dann deshalb, weil das Seiende selbst durch Differenzen strukturiert ist, die neue Formen hervorbringen können. Die Grenze ist nicht nur Limit, sondern Motor.

Diese produktive Dimension zeigt sich besonders in der Figur der Selbstunterscheidung. Prozesse organisieren sich, indem sie interne Differenzen hervorbringen und stabilisieren. Diese Differenzen fungieren als Grenzen innerhalb des Prozesses, doch gerade dadurch

ermöglichen sie neue Strukturen. Grenze erscheint hier nicht als äußerer Abbruch, sondern als generative Operation.

Die prozessuale Perspektive verschiebt damit die Funktion der ontologischen Negativität. Negativität ist nicht nur Einschränkung oder Limitierung, sondern Quelle von Transformation. Das „Nicht“ innerhalb der Identität ist der Ort, an dem Veränderung möglich wird. Differenz ist nicht bloß Abweichung, sondern produktives Prinzip.

Grenze erscheint somit nicht mehr primär als das, was sich der Bestimmung entzieht, sondern als das, was Bestimmung hervorbringt. Die Unabschließbarkeit des Realen wird nicht nur als Grenze des Begriffs verstanden, sondern als Struktur der Realität selbst.

Differenz der Akzente

Die entscheidende Differenz zwischen Apophatik und Prozess liegt daher nicht in ihrem Gegenstand, sondern in ihrem Modus der Artikulation. Beide erkennen die strukturelle Unabschließbarkeit des Ontologischen an. Doch während Apophatik diese Unabschließbarkeit als Grenze der Bestimmbarkeit thematisiert, interpretiert Prozess sie als Dynamik der Bestimmungsbildung.

Apophatik bewahrt den Überschuss des Realen gegenüber jeder positiven Bestimmung. Prozess beschreibt die Weise, in der dieser Überschuss innerhalb des Realen selbst wirksam wird. Die erste Perspektive ist primär kritisch und reflexiv, die zweite primär genetisch und dynamisch.

Gerade diese Differenz verhindert eine einfache Reduktion der einen Figur auf die andere. Prozess ersetzt Apophatik nicht, und Apophatik lässt sich nicht vollständig in Prozess übersetzen. Beide erfassen unterschiedliche Dimensionen derselben ontologischen Struktur. Erst in ihrem Zusammenspiel wird die Reichweite der Grenzproblematik vollständig sichtbar.

6.3 Komplementarität beider Figuren

Die bisherige Analyse hat gezeigt, dass Apophatik und Prozess aus derselben Problemstruktur hervorgehen, diese jedoch auf unterschiedliche Weise artikulieren. Apophatik betont die Grenze der Bestimmbarkeit und formuliert sie im Modus der Negativität; Prozess interpretiert dieselbe Grenze als immanente Dynamik der Bestimmungsbildung. Aus dieser Differenz folgt jedoch nicht, dass beide Figuren konkurrierende Ontologien darstellen. Vielmehr zeigt sich, dass sie unterschiedliche Funktionen innerhalb derselben strukturellen Problematik erfüllen.

Ihre Beziehung lässt sich daher nicht als Alternative, sondern als Komplementarität beschreiben. Beide Perspektiven beleuchten verschiedene Dimensionen der ontologischen Grenze: Apophatik markiert sie reflexiv, Prozess vollzieht sie dynamisch. Erst durch ihr Zusammenspiel wird die Struktur vollständig sichtbar.

Apophatik als externe Grenzmarkierung

Die apophatische Figur operiert auf einer reflexiven Ebene. Sie thematisiert die Grenze der Bestimmbarkeit, indem sie zeigt, dass positive ontologische Aussagen ihre eigenen Voraussetzungen nicht vollständig einholen können. Apophatische Negation wirkt daher als Grenzmarkierung: Sie erinnert daran, dass jede ontologische Bestimmung einen Überschuss voraussetzt, der sich nicht vollständig im selben Modus artikulieren lässt.

Diese Funktion ist in gewisser Hinsicht „extern“, nicht im Sinne eines räumlichen Außen, sondern im Sinne einer reflexiven Distanz zur positiven Ontologie. Apophatik tritt dort auf, wo ontologische Bestimmung ihre eigene Reichweite reflektiert. Sie markiert den Punkt, an dem das System seiner Bestimmungen auf seine Bedingung stößt.

Gerade diese externe Markierung erfüllt eine entscheidende systematische Rolle. Ohne sie würde Ontologie dazu tendieren, ihre eigenen Kategorien zu absolutisieren. Der implizite Horizont der Bestimmung würde unbemerkt in den Rang eines positiven Gegenstands erhoben. Apophatik verhindert diese Totalisierung, indem sie die Differenz zwischen Bestimmung und Bedingung explizit macht.

In diesem Sinn fungiert Apophatik als kritisches Moment innerhalb der Ontologie. Sie sorgt dafür, dass die Grenze der Bestimmbarkeit sichtbar bleibt und nicht durch die Ausweitung positiver Begriffe verdeckt wird. Ihre Negativität schützt die strukturelle Offenheit des Ontologischen.

Prozess als interne Grenzvollziehung

Die prozessuale Figur operiert dagegen auf einer anderen Ebene. Sie beschreibt nicht primär die Grenze der Bestimmbarkeit als Reflexionsproblem, sondern die Weise, in der diese Grenze innerhalb des Seienden selbst wirksam wird. Prozess ist die interne Dynamik, durch die Differenzen entstehen, stabilisiert werden und neue Formen hervorbringen.

Während Apophatik die Grenze markiert, vollzieht Prozess sie. Die Grenze erscheint hier nicht als reflexive Schranke des Denkens, sondern als operative Struktur der Realität. Prozesse erzeugen Differenzen, reproduzieren sie und transformieren sie. In diesem Vollzug wird die ontologische Grenze nicht nur gedacht, sondern realisiert.

Die interne Grenzvollziehung zeigt sich besonders deutlich in der Figur der Selbstunterscheidung. Ein Prozess strukturiert sich, indem er interne Differenzen hervorbringt, die seine Identität stabilisieren und zugleich transformieren. Diese Differenzen fungieren als Grenzen innerhalb des Prozesses, doch sie sind zugleich Bedingung seiner Produktivität.

Prozess beschreibt somit die immanente Dynamik der ontologischen Grenze. Er zeigt, dass die Nicht-Abschließbarkeit des Realen nicht nur ein Problem der begrifflichen Darstellung ist, sondern eine strukturelle Eigenschaft des Seienden selbst. Das Reale existiert in einer Form, die sich ständig differenziert und reorganisiert.

Struktur der Komplementarität

Aus dieser Gegenüberstellung ergibt sich eine präzise Form der Komplementarität. Apophatik thematisiert die Grenze im Modus der Reflexion; Prozess beschreibt ihre

operative Wirksamkeit im Modus der Dynamik. Die erste Perspektive verhindert, dass Ontologie ihre eigenen Bedingungen verkennt; die zweite erklärt, warum diese Bedingungen überhaupt dynamisch sind.

Ohne die apophatische Grenzmarkierung bestünde die Gefahr, dass prozessuales Denken seine eigene Dynamik absolut setzt und die Differenz zwischen Bestimmung und Bedingung nivelliert. Prozess könnte dann selbst zu einer neuen Totalität werden. Umgekehrt würde eine rein apophatische Perspektive die Dynamik der Realität lediglich negativ markieren, ohne ihre produktive Struktur zu explizieren.

Erst das Zusammenspiel beider Figuren erlaubt es, die ontologische Grenze in ihrer doppelten Dimension zu verstehen: als reflexive Differenz und als immanente Dynamik. Apophatik bewahrt den Überschuss des Realen gegenüber jeder positiven Ontologie; Prozess beschreibt die Weise, in der dieser Überschuss innerhalb der Realität selbst produktiv wird.

Damit entsteht eine Ontologie, die weder in negativer Skepsis noch in dynamischem Monismus aufgeht. Sie hält die Grenze offen, ohne sie in bloßer Negation zu fixieren, und sie denkt Dynamik, ohne sie zu einem absoluten Prinzip zu verabsolutieren.

6.4 Zentrale These des Aufsatzes

Apophatik und Prozess als zwei fundamentale Grenzbegriffe der Ontologie

Die vorangegangene Analyse erlaubt nun eine präzise systematische Formulierung der zentralen These dieses Aufsatzes. Apophatik und Prozess sind nicht lediglich historische Motive oder voneinander unabhängige theoretische Ansätze, sondern zwei grundlegende Grenzbegriffe der Ontologie. Sie artikulieren auf unterschiedliche Weise dieselbe strukturelle Einsicht: dass das Reale weder vollständig bestimmbar noch vollständig abgeschlossen ist.

Diese Einsicht betrifft den Kern ontologischen Denkens. Ontologie operiert notwendig im Medium von Bestimmungen – sie identifiziert, unterscheidet und strukturiert das Seiende. Doch gerade in diesem Vollzug zeigt sich, dass Bestimmung ihre eigene Bedingung nicht vollständig integrieren kann. Jede ontologische Ordnung verweist auf einen Überschuss, der sich ihrer vollständigen Artikulation entzieht.

Apophatik und Prozess sind zwei unterschiedliche Weisen, diesen Überschuss zu denken.

Apophatik artikuliert ihn als Grenze der Bestimmbarkeit. Sie zeigt, dass jede positive Bestimmung auf Bedingungen verweist, die nicht selbst vollständig im selben Modus bestimmt werden können. Ihre Negation ist daher nicht destruktiv, sondern reflexiv: Sie markiert die Differenz zwischen Bestimmung und ihrem Grund. Apophatik bewahrt den Überschuss des Realen gegenüber jeder ontologischen Totalisierung.

Prozess artikuliert denselben Überschuss im Modus der Dynamik. Er beschreibt nicht nur, dass Bestimmungen begrenzt sind, sondern dass diese Begrenzung innerhalb des Seienden selbst wirksam ist. Das Reale ist nicht statisch strukturiert, sondern durch Differenzen

organisiert, die neue Formen hervorbringen. Prozess bezeichnet die immanente Produktivität dieser Differenzen.

Beide Begriffe thematisieren somit die ontologische Grenze, jedoch in unterschiedlichen Registern. Apophatik markiert sie negativ als Grenze der Bestimmbarkeit; Prozess beschreibt sie positiv als Dynamik der Bestimmungsbildung. Die Grenze erscheint einerseits als reflexive Schranke, andererseits als operative Struktur.

Gerade diese Doppelstruktur macht ihre systematische Bedeutung aus. Ontologie benötigt beide Perspektiven, um die Struktur des Realen angemessen zu erfassen. Ohne apophatische Reflexion würde sie dazu tendieren, ihre eigenen Kategorien zu absolutisieren und die Differenz zwischen Bestimmung und Bedingung zu verdecken. Ohne prozessuale Dynamisierung bliebe die Grenze bloß negativ bestimmt und die produktive Struktur der Realität unsichtbar.

Apophatik und Prozess sind daher keine konkurrierenden Modelle, sondern komplementäre Grenzbegriffe. Zusammen artikulieren sie eine Ontologie, in der Negativität und Dynamik nicht als Randphänomene erscheinen, sondern als konstitutive Momente des Realen.

In dieser Perspektive erscheint das Sein weder als vollständig bestimmbarer Bestand noch als unstrukturierter Fluss. Es ist ein offenes Gefüge von Differenzen, das sich im Spannungsfeld von Bestimmung und Überschuss, Stabilisierung und Transformation konstituiert. Apophatik und Prozess benennen die beiden grundlegenden Dimensionen dieser Struktur: die Grenze der Bestimmbarkeit und die Dynamik ihrer Überschreitung.

Damit lässt sich die leitende These des Aufsatzes präzise formulieren: Eine Ontologie, die die strukturelle Offenheit des Realen ernst nimmt, muss Apophatik und Prozess als zwei fundamentale Grenzbegriffe begreifen. Erst ihre systematische Verbindung erlaubt es, die Unabschließbarkeit des Ontologischen zugleich kritisch zu reflektieren und dynamisch zu beschreiben.

7. Globale Dimension: Apophatik und Prozess als strukturelle Invarianten philosophischen Denkens

Die bisherige Analyse hat Apophatik und Prozess als zwei grundlegende Grenzfiguren der Ontologie rekonstruiert. Sie entstehen aus derselben strukturellen Problematik – der Unabschließbarkeit ontologischer Bestimmung – und artikulieren diese Problematik in unterschiedlichen Registern: als Negativität der Grenze und als Dynamik der Differenz.

Damit stellt sich eine weiterführende Frage: Welche Bedeutung hat diese Struktur über den engeren Rahmen einzelner philosophischer Traditionen hinaus? Wenn Apophatik und Prozess tatsächlich Antworten auf eine grundlegende Schwierigkeit ontologischen Denkens darstellen, dann ist zu erwarten, dass ihre Figuren nicht auf bestimmte kulturelle Kontexte beschränkt bleiben. Sie sollten vielmehr als strukturelle Formen philosophischer Problemlösung wiederkehren.

Um diese Möglichkeit zu prüfen, bedarf es jedoch einer methodischen Klärung. Der Begriff der „globalen Philosophie“ wird häufig im Sinne eines Vergleichs verschiedener kultureller

Traditionen verwendet. Ein solcher Ansatz bleibt jedoch oft auf der Ebene von Motivparallelen oder historischen Einflüssen stehen. Für die hier entwickelte Argumentation ist eine andere Perspektive erforderlich.

7.1 Methodische Klärung: Strukturelle Invarianz statt kultureller Vergleich

Abgrenzung vom Motivvergleich

Interkulturelle philosophische Studien operieren häufig mit Motivvergleichen. Bestimmte Themen – etwa Einheit, Leere, Differenz oder Prozess – werden in verschiedenen Traditionen identifiziert und anschließend miteinander verglichen. Der Fokus liegt dabei meist auf begrifflichen Ähnlichkeiten oder historischen Kontaktzonen.

Diese Vorgehensweise hat zweifellos heuristischen Wert, doch sie bleibt methodisch begrenzt. Motivvergleiche tendieren dazu, Ähnlichkeiten zu überbetonen oder Differenzen zu nivellieren. Begriffe, die in unterschiedlichen Kontexten auftreten, werden vorschnell als äquivalent behandelt, obwohl ihre systematische Funktion innerhalb der jeweiligen Theorie sehr verschieden sein kann.

Darüber hinaus bleibt der Motivvergleich häufig auf der Ebene inhaltlicher Parallelen stehen. Er fragt, ob ähnliche Ideen oder Konzepte in verschiedenen philosophischen Traditionen vorkommen, ohne die strukturellen Probleme zu analysieren, auf die diese Konzepte reagieren. Die Gefahr besteht darin, dass Philosophie auf eine Sammlung kulturell variierender Themen reduziert wird.

Für die hier entwickelte These ist ein anderer Zugang erforderlich. Apophatik und Prozess sollen nicht als kulturelle Motive verstanden werden, die zufällig in verschiedenen Traditionen auftreten, sondern als strukturelle Antworten auf eine grundlegende Problematik des ontologischen Denkens.

Der relevante Vergleichspunkt ist daher nicht der Begriff, sondern das Problem.

Philosophie als Problemrekonstruktion

Die methodische Alternative besteht darin, Philosophie primär als Rekonstruktion von Problemstrukturen zu verstehen. Philosophische Begriffe entstehen nicht isoliert, sondern im Kontext bestimmter theoretischer Spannungen. Sie sind Antworten auf Schwierigkeiten, die innerhalb eines bestimmten Denkrahmens auftreten.

Eine strukturelle Analyse fragt daher nicht zuerst nach begrifflichen Ähnlichkeiten, sondern nach den Problemen, die eine Theorie zu lösen versucht. Unterschiedliche philosophische Traditionen können sehr verschiedene Begriffe und Argumentationsformen entwickeln, während sie dennoch auf vergleichbare strukturelle Schwierigkeiten reagieren.

Apophatik und Prozess lassen sich in diesem Sinne als Antworten auf zwei eng miteinander verbundene Probleme rekonstruieren: die Grenze der Bestimmbarkeit und die Instabilität substantieller Identität. Diese Probleme ergeben sich nicht aus spezifischen kulturellen Voraussetzungen, sondern aus der inneren Dynamik ontologischen Denkens selbst.

Sobald Ontologie versucht, das Sein systematisch zu bestimmen, stößt sie auf die Differenz zwischen Bestimmung und ihrer Bedingung. Ebenso entsteht die Frage nach der Stabilität von Identität im Verhältnis zu Veränderung. Diese Schwierigkeiten sind nicht kontingent; sie resultieren aus der Struktur des Problems selbst.

Wenn Apophatik und Prozess tatsächlich Antworten auf solche strukturellen Probleme darstellen, dann können sie als Formen philosophischer Invarianz erscheinen. Ihre konkrete Ausgestaltung mag variieren, doch ihre funktionale Rolle innerhalb der Problemlösung bleibt vergleichbar.

Der Begriff der strukturellen Invarianz bezeichnet genau diese Ebene. Er meint nicht die Identität von Begriffen oder Doktrinen, sondern die Wiederkehr bestimmter Problemlösungsformen innerhalb verschiedener philosophischer Kontexte. Globalität wird damit nicht als geographische Verteilung von Ideen verstanden, sondern als strukturelle Eigenschaft philosophischer Problemdynamiken.

Unter dieser Perspektive lässt sich die globale Dimension von Apophatik und Prozess neu bestimmen: nicht als kulturelle Gemeinsamkeit im Sinne eines Motivvergleichs, sondern als Wiederkehr zweier grundlegender Grenzfiguren innerhalb des philosophischen Denkens selbst.

7.2 Wiederkehr der Grenzfiguren in unabhängigen philosophischen Kontexten

Wenn Apophatik und Prozess als strukturelle Antworten auf grundlegende Probleme ontologischen Denkens verstanden werden, dann ist zu erwarten, dass ihre Figuren in unterschiedlichen philosophischen Kontexten unabhängig voneinander auftreten. Entscheidend ist dabei nicht die terminologische Identität der Begriffe, sondern die funktionale Rolle, die bestimmte Motive innerhalb einer Theorie übernehmen.

Die Frage lautet daher nicht, ob verschiedene Traditionen denselben Begriff verwenden, sondern ob sie auf vergleichbare strukturelle Schwierigkeiten stoßen und darauf mit ähnlichen theoretischen Operationen reagieren. In dieser Perspektive erscheinen Unsagbarkeit und Prozessualität als wiederkehrende Grenzfiguren philosophischen Denkens.

Unsagbarkeit als strukturelles Motiv

Die apophatische Figur tritt überall dort auf, wo ontologisches Denken auf die Grenze seiner eigenen Bestimmbarkeit reflektiert. Sobald eine Theorie versucht, den Grund der Bestimmung selbst zu thematisieren, entsteht eine strukturelle Spannung: Die Bedingungen der Bestimmbarkeit können nicht ohne Weiteres als Gegenstände innerhalb derselben Ordnung bestimmt werden.

In solchen Situationen erscheinen Motive der Unsagbarkeit, der Negation oder der begrifflichen Selbstbegrenzung. Diese Motive erfüllen eine präzise systematische Funktion:

Sie markieren den Punkt, an dem positive Bestimmungen ihre eigene Voraussetzung berühren, ohne sie vollständig artikulieren zu können.

Entscheidend ist dabei, dass Unsagbarkeit nicht als bloß epistemisches Problem verstanden werden darf. Es geht nicht darum, dass etwas nur vorläufig unbekannt ist oder dass unsere Begriffe unzureichend sind. Die apophatische Operation verweist vielmehr auf eine strukturelle Differenz innerhalb der Ontologie selbst. Sie zeigt, dass der Grund der Bestimmung nicht vollständig im Modus bestimmender Aussagen fixiert werden kann.

Gerade diese strukturelle Funktion erklärt, warum Motive der Unsagbarkeit in sehr unterschiedlichen philosophischen Kontexten auftreten können. Ob sie als Negation, Schweigen, Leere oder Überschuss formuliert werden, ist sekundär gegenüber der Rolle, die sie innerhalb der Theorie spielen: Sie markieren die Grenze der Bestimmbarkeit.

Die Wiederkehr solcher Motive deutet darauf hin, dass die apophatische Figur keine kulturelle Besonderheit einzelner Traditionen ist, sondern eine systematische Möglichkeit ontologischer Reflexion. Wo immer Ontologie versucht, ihre eigenen Voraussetzungen zu thematisieren, kann die apophatische Grenzoperation auftreten.

Prozessualität als strukturelles Motiv

Eine vergleichbare Wiederkehr zeigt sich auf der Ebene der prozessualen Figur. Auch hier ist entscheidend, dass Prozess nicht als empirische Beobachtung von Veränderung verstanden wird, sondern als ontologische Grundkategorie. Prozessualität tritt dort auf, wo die Stabilität substantieller Identität problematisch wird und das Verhältnis von Identität und Veränderung neu bestimmt werden muss.

Die klassische Substanzontologie geht davon aus, dass stabile Identitäten die grundlegenden Einheiten des Realen bilden. Veränderung erscheint innerhalb dieses Modells als sekundärer Vorgang: als Modifikation eines bereits bestehenden Trägers. Sobald jedoch die Stabilität dieses Trägers selbst fraglich wird, verliert das Modell seine Erklärungskraft.

In solchen Situationen entsteht die prozessuale Figur. Identität wird nicht mehr als vorausgesetzte Substanz gedacht, sondern als Resultat dynamischer Strukturen. Das Reale erscheint als Gefüge von Relationen, Ereignissen oder Transformationen, innerhalb dessen stabile Formen erst entstehen.

Auch hier ist die terminologische Vielfalt sekundär gegenüber der strukturellen Funktion. Unterschiedliche philosophische Kontexte können sehr verschiedene Begriffe verwenden, um diese Dynamik zu beschreiben – etwa Werden, Transformation, Ereignis oder Relation. Entscheidend ist, dass Identität nicht mehr als primäre ontologische Einheit fungiert, sondern aus Prozessen hervorgeht.

Die Wiederkehr solcher Denkfiguren deutet darauf hin, dass die prozessuale Perspektive ebenfalls eine strukturelle Möglichkeit ontologischer Theorie darstellt. Wo immer die Spannung zwischen Dauer und Veränderung eine substanzontologische Erklärung unterminiert, kann der Prozessbegriff als alternative Grundkategorie auftreten.

Struktur der Wiederkehr

Die parallele Wiederkehr von Unsagbarkeit und Prozessualität ist kein Zufall. Beide Figuren reagieren auf unterschiedliche Aspekte derselben strukturellen Problematik: die Unabschließbarkeit ontologischer Bestimmung.

Die apophatische Figur thematisiert die Grenze der Bestimmbarkeit selbst. Die prozessuale Figur beschreibt die Dynamik, durch die diese Grenze innerhalb des Realen wirksam wird. Dass beide Figuren in verschiedenen philosophischen Kontexten immer wieder erscheinen können, ist daher Ausdruck derselben zugrunde liegenden Problemstruktur.

In dieser Perspektive wird verständlich, warum ähnliche Grenzfiguren in voneinander unabhängigen philosophischen Traditionen auftreten können, ohne dass direkte historische Einflüsse vorausgesetzt werden müssen. Sie sind keine zufälligen Motive, sondern Antworten auf strukturelle Schwierigkeiten des ontologischen Denkens.

Die globale Dimension dieser Figuren ergibt sich somit nicht aus der Verbreitung bestimmter Begriffe, sondern aus der Wiederkehr bestimmter Problemlösungsformen. Unsagbarkeit und Prozessualität fungieren als zwei grundlegende Weisen, die Grenze der Bestimmbarkeit zu artikulieren – einmal im Modus der Negation, einmal im Modus der Dynamik.

7.3 Konsequenz: Globale Philosophie als Ontologie struktureller Grenzbegriffe

Die vorangegangene Analyse hat gezeigt, dass Apophatik und Prozess nicht nur systematische Figuren innerhalb einzelner ontologischer Theorien sind, sondern als wiederkehrende Formen philosophischer Problemlösung auftreten können. Ihre Wiederkehr in unterschiedlichen Kontexten lässt sich nicht überzeugend durch historische Einflüsse oder kulturelle Diffusion erklären. Sie verweist vielmehr auf eine strukturelle Dimension philosophischen Denkens selbst.

Aus dieser Einsicht ergibt sich eine weiterreichende Konsequenz für das Verständnis globaler Philosophie. Globalität muss nicht primär als geographische Verteilung von Ideen verstanden werden, sondern als strukturelle Eigenschaft philosophischer Problemdynamiken. Philosophie wird global, insofern sie auf Probleme reagiert, die aus der inneren Logik des Denkens hervorgehen und daher in unterschiedlichen Kontexten auftreten können.

Globalität als strukturelle, nicht geographische Kategorie

In vielen gegenwärtigen Diskussionen bezeichnet „globale Philosophie“ die Einbeziehung verschiedener kultureller Traditionen in den philosophischen Diskurs. Der Fokus liegt dabei auf der Erweiterung des Kanons und auf der Anerkennung einer Pluralität philosophischer Stimmen. Diese Perspektive hat zweifellos eine wichtige institutionelle und historiographische Funktion. Sie bleibt jedoch häufig auf der Ebene geographischer oder kultureller Vielfalt stehen.

Der hier entwickelte Ansatz verschiebt diese Perspektive. Globalität wird nicht primär als räumliche Kategorie verstanden, sondern als strukturelle Eigenschaft philosophischer Probleme. Ein philosophisches Problem ist global, wenn es aus der Struktur des Denkens selbst hervorgeht und daher unabhängig von spezifischen kulturellen Kontexten auftreten kann.

Die Frage nach der Grenze der Bestimmbarkeit ist ein solches Problem. Sobald Ontologie versucht, das Sein systematisch zu bestimmen, entsteht die Differenz zwischen Bestimmung und ihrer Bedingung. Ebenso erzeugt die Frage nach Identität notwendigerweise die Spannung zwischen Stabilität und Veränderung. Diese Probleme sind nicht an bestimmte Traditionen gebunden; sie ergeben sich aus der inneren Dynamik ontologischer Reflexion.

Apophatik und Prozess können in diesem Zusammenhang als strukturelle Grenzbegriffe verstanden werden. Sie markieren zwei grundlegende Weisen, auf diese Probleme zu reagieren: durch die Reflexion der Grenze der Bestimmbarkeit und durch die Dynamisierung der Struktur des Seienden. Ihre Wiederkehr in unterschiedlichen philosophischen Kontexten ist daher Ausdruck einer gemeinsamen Problemstruktur, nicht eines gemeinsamen kulturellen Ursprungs.

Globale Philosophie als Rekonstruktion struktureller Problemlösungen

Eine globale Perspektive auf Philosophie besteht demnach nicht darin, verschiedene Traditionen nebeneinanderzustellen, sondern darin, die strukturellen Probleme zu rekonstruieren, auf die diese Traditionen reagieren. Der Vergleich verschiebt sich von der Ebene der Begriffe zur Ebene der Problemlösungen.

In dieser Perspektive erscheinen philosophische Traditionen als unterschiedliche Artikulationen gemeinsamer Problemdynamiken. Sie entwickeln verschiedene Begriffe, Argumentationsformen und theoretische Modelle, um strukturelle Spannungen zu bearbeiten, die aus dem Versuch entstehen, das Reale begrifflich zu erfassen.

Apophatik und Prozess können daher als zwei grundlegende Formen solcher Problemlösungen verstanden werden. Sie artikulieren die Unabschließbarkeit des Ontologischen in zwei komplementären Registern: als Grenze der Bestimmbarkeit und als Dynamik der Bestimmungsbildung. Ihre systematische Rekonstruktion eröffnet die Möglichkeit, philosophische Traditionen nicht nur historisch oder kulturell, sondern strukturell miteinander in Beziehung zu setzen.

Konsequenz für die Ontologie

Damit gewinnt auch die ontologische Argumentation dieses Aufsatzes eine globale Dimension. Wenn Apophatik und Prozess als strukturelle Invarianten philosophischen Denkens verstanden werden können, dann sind sie nicht lediglich Optionen innerhalb einer bestimmten Tradition. Sie sind Ausdruck grundlegender Grenzprobleme, die sich aus der Struktur ontologischer Reflexion ergeben.

Eine Ontologie, die diese Struktur ernst nimmt, muss daher beide Figuren integrieren. Sie muss die Grenze der Bestimmbarkeit reflektieren, ohne sie zu verdecken, und zugleich die dynamische Struktur des Realen beschreiben, ohne sie zu verabsolutieren. Apophatik und

Prozess erscheinen so als zwei komplementäre Grundbegriffe einer Ontologie, die ihre eigene Offenheit anerkennt.

Globale Philosophie wird in dieser Perspektive nicht als Addition kultureller Perspektiven verstanden, sondern als Rekonstruktion jener strukturellen Grenzprobleme, an denen philosophisches Denken immer wieder ansetzt. Apophatik und Prozess markieren zwei fundamentale Formen dieser Grenzreflexion – Formen, die sich unabhängig von kulturellen Kontexten immer dann einstellen können, wenn Ontologie ihre eigenen Voraussetzungen zu denken beginnt.

8. Konsequenzen für die Ontologie

Die vorangegangene Analyse hat Apophatik und Prozess als zwei komplementäre Grenzbegriffe der Ontologie rekonstruiert. Beide entstehen aus der Einsicht, dass das Reale weder vollständig bestimmbar noch vollständig stabil ist. Apophatik artikuliert die Grenze der Bestimmbarkeit, Prozess beschreibt die immanente Dynamik, durch die diese Grenze innerhalb des Seienden wirksam wird.

Aus dieser Verbindung ergeben sich weitreichende Konsequenzen für das Verständnis der Ontologie selbst. Sie betreffen nicht nur einzelne theoretische Modelle, sondern den Status ontologischer Reflexion insgesamt. Insbesondere wird deutlich, dass klassische substanzzontologische Modelle strukturelle Schwierigkeiten aufweisen, weil sie die Grenzstruktur des Ontologischen nicht angemessen berücksichtigen.

8.1 Kritik der Substanzontologie

Substanz als Grenzverfehlung

Die klassische Substanzontologie beruht auf der Annahme, dass stabile, selbstidentische Einheiten die grundlegenden Bausteine der Realität bilden. Substanzen fungieren in diesem Modell als Träger von Eigenschaften und Veränderungen, ohne selbst durch diese Veränderungen grundsätzlich modifiziert zu werden. Sie gewährleisten Kontinuität und Identität innerhalb einer Welt, die zugleich von Differenzen und Transformationen geprägt ist.

Diese Konzeption besitzt eine erhebliche heuristische Kraft, weil sie Stabilität und Bestimmbarkeit miteinander verbindet. Doch gerade diese Stärke verweist auf ihr strukturelles Problem. Die Substanz fungiert als Instanz, die den Regress der Bestimmungen abbrechen soll. Sie garantiert Identität, ohne selbst erneut auf weitere Bedingungen verwiesen zu sein.

Genau an diesem Punkt zeigt sich jedoch die Grenzverfehlung der substanzzontologischen Perspektive. Substanz wird als vollständig bestimmbarer Träger gedacht, der zugleich die Bedingung der Bestimmbarkeit darstellt. Damit fällt die Differenz zwischen Bestimmung und Bedingung zusammen. Die Grenzstruktur des Ontologischen wird neutralisiert.

Aus apophatischer Perspektive erscheint diese Neutralisierung als problematisch. Wenn Substanz die letzte Bestimmung darstellt, die selbst keiner weiteren Bedingung bedarf, wird

die Grenze der Bestimmbarkeit verdeckt. Der implizite Horizont, der jede Bestimmung trägt, wird in eine positive ontologische Einheit überführt.

Aus prozessontologischer Perspektive zeigt sich ein analoges Problem auf der Ebene der Dynamik. Substanz setzt eine stabile Identität voraus, innerhalb deren Veränderungen stattfinden können. Doch diese Identität bleibt selbst statisch gedacht. Die interne Differenz, durch die Prozesse strukturiert sind, wird auf akzidentelle Modifikationen reduziert.

Substanz erscheint damit als Versuch, zwei strukturelle Spannungen zu neutralisieren: die Differenz zwischen Bestimmung und Bedingung sowie die Differenz zwischen Identität und Veränderung. In beiden Fällen wird eine stabile Einheit postuliert, die diese Spannungen aufhebt.

Gerade dadurch verfehlt die Substanzontologie jedoch die Grenzstruktur des Ontologischen. Sie ersetzt die offene Differenz durch ein geschlossenes Fundament. Ontologische Bestimmung erscheint dadurch stabil und vollständig, doch diese Stabilität beruht auf der Ausblendung der Bedingungen, die sie ermöglichen.

8.2 Ontologie als Denken ihrer eigenen Grenze

Die Kritik der Substanzontologie führt zu einer grundlegenden Revision des ontologischen Selbstverständnisses. Wenn die Grenzstruktur des Ontologischen nicht eliminiert werden kann, dann muss Ontologie ihre eigene Grenze reflektieren, anstatt sie durch ein endgültiges Fundament zu ersetzen.

Ontologie nicht als abgeschlossenes System

In klassischen metaphysischen Modellen erscheint Ontologie häufig als systematisches Unternehmen, das darauf abzielt, die grundlegende Struktur des Realen vollständig zu beschreiben. Die Hoffnung besteht darin, ein kohärentes und abgeschlossenes System von Kategorien zu entwickeln, innerhalb dessen alle Seienden ihren Platz finden.

Die Analyse der Grenzstruktur zeigt jedoch, dass ein solches Projekt prinzipiell problematisch ist. Jede ontologische Bestimmung setzt Bedingungen voraus, die selbst nicht vollständig innerhalb derselben Ordnung artikuliert werden können. Versucht Ontologie, diese Bedingungen vollständig zu integrieren, verschiebt sich der Horizont erneut.

Ein vollständig abgeschlossenes ontologisches System ist daher nicht nur empirisch unwahrscheinlich, sondern strukturell unmöglich. Ontologie bleibt notwendigerweise offen, weil ihre eigenen Voraussetzungen nicht vollständig objektivierbar sind.

Diese Offenheit bedeutet jedoch nicht, dass ontologische Theorie beliebig wird. Sie verweist vielmehr auf die Notwendigkeit, Ontologie als reflexive Praxis zu verstehen, die ihre eigenen Bedingungen thematisiert, ohne sie endgültig fixieren zu können.

Ontologie als Grenzreflexion

In dieser Perspektive verändert sich der Status ontologischer Begriffe. Sie sind nicht mehr Bausteine eines endgültigen Systems, sondern Instrumente der Grenzreflexion. Ontologie

wird zu einer Theorie der Strukturen, an denen Bestimmung auf ihre eigenen Voraussetzungen stößt.

Apophatik und Prozess spielen in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle. Sie artikulieren zwei grundlegende Dimensionen dieser Grenzreflexion. Apophatik markiert die Grenze der Bestimmbarkeit und verhindert die Totalisierung ontologischer Kategorien. Prozess beschreibt die immanente Dynamik, durch die diese Grenze innerhalb des Realen wirksam wird.

Ontologie erscheint damit nicht als Beschreibung eines statischen Bestandes von Seiendem, sondern als Analyse der Strukturen, durch die Bestimmung und Transformation miteinander verschränkt sind. Sie untersucht nicht nur, was ist, sondern auch, unter welchen Bedingungen etwas als bestimmt erscheinen kann.

8.3 Perspektive einer nicht-substanziellen Ontologie

Die Verbindung von apophatischer Grenzreflexion und prozessualer Dynamisierung eröffnet schließlich die Perspektive einer Ontologie, die nicht mehr auf dem Begriff der Substanz beruht. Eine solche Ontologie verzichtet auf die Vorstellung eines vollständig stabilen Fundaments und versteht Realität stattdessen als offenes Gefüge von Differenzen und Transformationen.

In dieser Perspektive treten zwei strukturelle Momente in den Vordergrund: Negativität und Prozess.

Negativität bezeichnet die Differenz zwischen Bestimmung und ihrer Bedingung. Sie verhindert, dass ontologische Kategorien sich selbst absolut setzen. Jede Bestimmung verweist auf einen Überschuss, der nicht vollständig im selben Modus artikuliert werden kann.

Prozess bezeichnet die dynamische Struktur, innerhalb derer Bestimmungen entstehen, stabilisiert werden und sich transformieren. Identität erscheint hier nicht als vorausgesetzte Substanz, sondern als Resultat prozessualer Organisation.

Eine nicht-substanzielle Ontologie verbindet diese beiden Momente. Sie versteht Negativität nicht als bloße Grenze, sondern als Bedingung der Differenzbildung, und Prozess nicht als bloße Veränderung, sondern als Struktur der Realität selbst. Das Reale erscheint in dieser Perspektive weder als vollständig bestimmbarer Bestand noch als chaotischer Fluss, sondern als dynamisches Gefüge von Differenzen, das sich im Spannungsfeld von Bestimmung und Überschuss konstituiert.

Die systematische Pointe dieser Perspektive liegt darin, dass Ontologie nicht länger versucht, ihre eigene Grenzstruktur zu überwinden. Stattdessen integriert sie diese Struktur in ihr eigenes Selbstverständnis. Apophatik und Prozess erscheinen damit nicht als marginale Motive, sondern als zentrale Begriffe einer Ontologie, die die Offenheit des Realen ernst nimmt.

9. Schluss: Prolegomena zu einer strengen globalen Philosophie

Die vorliegende Untersuchung hatte das Ziel, zwei scheinbar unterschiedliche philosophische Motive – Apophatik und Prozess – in ihrem systematischen Zusammenhang zu rekonstruieren. Ausgangspunkt war die Beobachtung, dass beide Begriffe in verschiedenen philosophischen Kontexten auftreten und jeweils eine Reaktion auf grundlegende Schwierigkeiten ontologischer Bestimmung darstellen. Die Analyse sollte zeigen, dass diese Wiederkehr nicht zufällig ist, sondern auf eine gemeinsame Problemstruktur verweist.

Im Verlauf der Argumentation wurde deutlich, dass sowohl apophatische als auch prozessuale Denkfiguren auf eine grundlegende Spannung innerhalb der Ontologie reagieren: auf die Differenz zwischen der Bestimmbarkeit des Seienden und den Bedingungen dieser Bestimmbarkeit. Diese Spannung lässt sich weder vollständig auflösen noch durch ein endgültiges Fundament neutralisieren. Sie bildet vielmehr eine strukturelle Grenze, an der ontologische Reflexion notwendig ansetzt.

Die Rekonstruktion dieser Problemstruktur führt zu einer Neubestimmung des Verhältnisses von Apophatik und Prozess. Beide erscheinen nicht länger als isolierte Motive innerhalb bestimmter Traditionen, sondern als komplementäre Formen der Grenzreflexion. Ihre Verbindung eröffnet zugleich eine Perspektive auf eine Ontologie, die ihre eigene strukturelle Offenheit anerkennt.

9.1 Zusammenfassung der Argumentation

Die Untersuchung begann mit einer genealogischen Analyse der beiden Begriffe. Apophatik wurde als philosophische Strategie rekonstruiert, die aus der Erfahrung der Grenze begrifflicher Bestimmbarkeit hervorgeht. Sie reagiert auf die Einsicht, dass das Sein nicht vollständig in positive Bestimmungen überführt werden kann. Apophatische Negation fungiert daher nicht als bloße Verneinung, sondern als Reflexion auf die Bedingungen von Bestimmung selbst.

Parallel dazu wurde der Begriff des Prozesses aus der Krise substanzontologischer Modelle entwickelt. Die Stabilität der Substanz erweist sich angesichts der Spannung zwischen Identität und Veränderung als problematisch. Prozessontologische Ansätze verschieben daher den ontologischen Fokus vom Primat des Seins zum Primat des Werdens und verstehen Realität als dynamische Struktur von Transformationen.

Im systematischen Teil wurde gezeigt, dass beide Figuren auf eine gemeinsame Grenzstruktur verweisen. Apophatik thematisiert diese Struktur in Form der Unsagbarkeit oder Unbestimmbarkeit des Seins. Prozess artikuliert sie als dynamische Offenheit des Realen. Während Apophatik die Grenze der Bestimmbarkeit reflektiert, beschreibt Prozess die immanente Bewegung, durch die Bestimmungen entstehen und sich verändern.

Diese Analyse führte zu der These, dass Apophatik und Prozess zwei komplementäre Grenzbegriffe der Ontologie darstellen. Sie markieren unterschiedliche, aber miteinander verbundene Weisen, die strukturelle Offenheit des Ontologischen zu denken.

Im letzten Schritt wurde gezeigt, dass diese Grenzfiguren nicht auf einzelne philosophische Traditionen beschränkt sind. Ihre Wiederkehr in unterschiedlichen Kontexten lässt sich als Ausdruck einer strukturellen Invarianz philosophischer Problembildung verstehen. Daraus ergibt sich eine Perspektive auf globale Philosophie, die nicht primär auf kulturelle Vielfalt, sondern auf die Rekonstruktion gemeinsamer Problemdynamiken abzielt.

9.2 Systematisches Resultat

Apophatik und Prozess als notwendige Grenzbegriffe

Das zentrale systematische Ergebnis dieser Untersuchung besteht in der These, dass Apophatik und Prozess nicht lediglich optionale theoretische Motive sind. Sie erscheinen vielmehr als notwendige Grenzbegriffe ontologischen Denkens.

Diese Notwendigkeit ergibt sich aus der Struktur ontologischer Bestimmung selbst. Jede Ontologie versucht, das Sein begrifflich zu bestimmen. Doch dieser Versuch stößt unvermeidlich auf zwei miteinander verbundene Probleme.

Erstens zeigt sich, dass jede Bestimmung auf Bedingungen verweist, die nicht vollständig innerhalb derselben Ordnung bestimmt werden können. Diese strukturelle Differenz bildet den Ort apophatischer Reflexion. Apophatik markiert die Grenze der Bestimmbarkeit und verhindert die Totalisierung ontologischer Kategorien.

Zweitens zeigt sich, dass Identität nicht unabhängig von Veränderung gedacht werden kann. Stabilität entsteht innerhalb dynamischer Strukturen und kann nicht durch statische Substanzen garantiert werden. Diese Einsicht bildet den Ausgangspunkt prozessontologischer Modelle.

Apophatik und Prozess reagieren somit auf zwei Aspekte desselben Problems. Die erste Figur artikuliert die negative Dimension der ontologischen Grenze, die zweite ihre dynamische Dimension. Zusammen eröffnen sie die Möglichkeit, Realität als offenes Gefüge zu denken, das weder vollständig bestimmbar noch vollständig stabil ist.

Das systematische Resultat lässt sich daher so formulieren: Ontologie kann ihre eigene Grenzstruktur nicht eliminieren, ohne ihre Gegenstände zu verfehlen. Sie muss diese Struktur vielmehr in ihr eigenes begriffliches Instrumentarium integrieren. Apophatik und Prozess erscheinen in diesem Sinne als fundamentale Kategorien einer Ontologie, die ihre eigenen Voraussetzungen reflektiert.

9.3 Ausblick

Die hier entwickelte Perspektive versteht sich ausdrücklich als prolegomenaler Beitrag. Sie zielt nicht darauf ab, eine vollständige Ontologie auszuarbeiten, sondern die strukturellen Bedingungen sichtbar zu machen, unter denen eine solche Ontologie überhaupt möglich ist.

Zukünftige ontologische Forschung könnte an mehreren Punkten an diese Analyse anschließen. Erstens eröffnet die Verbindung von apophatischer Negativität und prozessualer Dynamik neue Möglichkeiten, klassische metaphysische Probleme – etwa Identität, Veränderung, Relation oder Emergenz – neu zu formulieren. Anstelle statischer

Kategorien könnte Ontologie verstärkt die dynamischen Bedingungen von Stabilität und Differenz untersuchen.

Zweitens hat die Argumentation Konsequenzen für das Verständnis globaler Philosophie. Wenn philosophische Probleme strukturelle Invarianten aufweisen können, dann besteht eine zentrale Aufgabe globaler Philosophie darin, diese Invarianten zu rekonstruieren. Der Fokus verschiebt sich damit von der bloßen Sammlung unterschiedlicher Traditionen hin zur Analyse der gemeinsamen Problemdynamiken, die philosophisches Denken weltweit hervorbringt.

Eine strenge globale Philosophie wäre demnach keine bloße Erweiterung des philosophischen Kanons. Sie wäre vielmehr eine Theorie der strukturellen Grenzprobleme, an denen philosophisches Denken immer wieder ansetzt. Apophatik und Prozess könnten in diesem Zusammenhang als paradigmatische Beispiele solcher Grenzbegriffe dienen.

Der vorliegende Aufsatz versteht sich daher als ein erster Schritt in Richtung einer solchen Perspektive. Er schlägt vor, Ontologie nicht als abgeschlossene Theorie des Seienden zu begreifen, sondern als reflexive Untersuchung der Grenzen und Dynamiken, innerhalb derer Bestimmung überhaupt möglich wird. Eine globale Philosophie im strengen Sinne beginnt dort, wo diese strukturellen Bedingungen selbst zum Gegenstand philosophischer Analyse werden.